This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

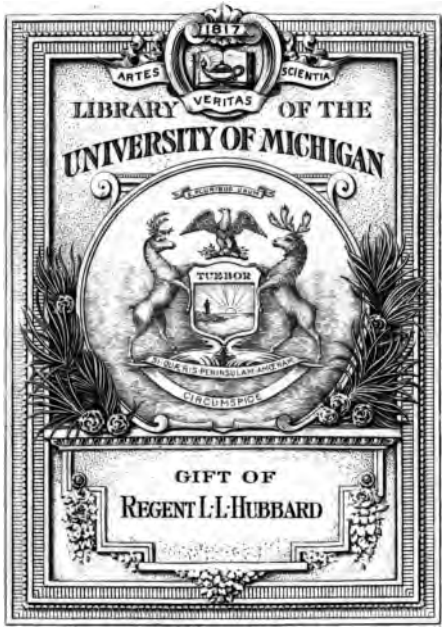
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

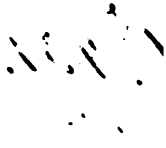

1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE
GIFT OF
REGENT L·L·HUBBARD

E
166
.B84
V. 8

c. 1. 246. 8.

Die Heimat in der Neuen Welt.

Achter Theil.



Die Heimat

in der

Neuen Welt.

Ein Tagebuch in Briefen,

geſchrieben während zweijähriger Reiſen in Nordamerika und auf Cuba,

von

Frederike Bremer.

N 246

Aus dem Schwediſchen.

Achter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1855.

Gift
Regent L. L. Hubbard
7-20-38

Fünfunddreißigster Brief.

Cardinas, 19. März.

Es war in Cardinas, wo im vergangenen Jahre die erste kopflose Räuberexpedition gegen Cuba unter Lopez' Anführung landete und durch die Tapferkeit der spanischen Soldaten zurückgetrieben wurde. Man zeigt hier noch die Löcher von den Kugeln in den Mauern. Und nun lebt man hier in täglicher Erwartung und Furcht vor einem neuen Ueberfall unter demselben Anführer, wovon bereits Gerüchte im Umlauf sind. Man hält Wacht und ist in der Stadt auf seiner Hut.

Cardinas ist eine kleine Stadt von derselben Bauart wie Havanna. Sie treibt starken Handel mit Zucker und Syrup und liegt am Meere, aber so tief, daß sie nur wenig vom Meere sieht. Ihr Hafen ist sehr seicht und gestattet größern Fahrzeugen das Einlaufen nicht.

Ich wohne in einem kleinen Hôtel, welches von Mrs. W** gehalten wird, der Witwe eines Portugiesen, die fünf Töchter hat. Vier Töchter sind beinahe schon zu viel! In den Vereinigten Staaten würde mir nicht bange sein, wenn ich auch zehn Töchter hätte; ich wüßte dann, daß sie Alle, wenn sie auch arm wären, ihre vollkommene

menſchliche Entwickelung erreichen und Anſehen und
kommen durch ihr eigenes Verdienſt erlangen kön
Aber auf Cuba — — — was ſoll man da mit
Töchtern anfangen? — Heirathen iſt hier der e
Weg zum Anſehen und zum Auskommen für ſie.
es iſt auf Cuba nicht leicht, ſich zu verheirathen,
es iſt daſelbſt ſchwer, ſich auf ehrliche Weiſe sein
kommen zu verſchaffen. Zwei von dieſen jungen
chen ſind ſehr ſchön. Die Aelteſte, vollkommen
hat das ſchönſte Profil. Sie iſt mit einem jungen
tär verlobt; aber auf Liebe und Verlobung folgt
oft die Ehe nicht.

Unter den Perſonen, welche mich hier intereſſir
ben, befindet ſich auch ein junger Rechtsgelehrter
Spanier, der ungewöhnlich anſprechend und freim
im Umgang iſt. Von ihm habe ich viele Mittheil
über die Geſetze und Verhältniſſe der Inſel in
auf die Sklaven erhalten, von denen ich bei einer a
Gelegenheit mehr ſagen will.

Cardinas ſcheint mir übrigens eine kleine unintere
Stadt zu ſein. Aber freundliche Leute haben m
der Umgebung der Stadt Gegenſtände gezeigt, die
ſehr intereſſant geweſen ſind. Darunter befand ſich
eine Kaffeeplantage in voller Blüte. Die Kaffeep
blüht nämlich auf der Plantage allmonatlich ein
dann aber auch an Einem Tage auf der ganzen
tage. Die Blüten, die am Morgen voll erblüh
ſtehen, verwelken am Abend wieder. Die erſte
findet im Monat Januar, die letzte (im Jahre) im
nat November ſtatt. Die Blüten, die in dichten n
Kränzen und Büſcheln an den Aeſten ſitzen, ſetzen
Fruchtknoten an, die anfangs grün, dann roth,
dunkelbraun werden und dann erſt abgepflückt we
Dieſe Kapſeln enthalten die Kaffeebohne. Die
derſelben dauert deshalb drei bis vier Monate des
res hindurch ununterbrochen fort.

Die Kaffeeplantage, die ich beſuchte, ſtand eben in der vollſten Blüte. Es ſah aus wie friſch gefallener Schnee auf grünen Büſchen. Die Kaffeepflanze hat ſchönes, ſaftgrünes, glattes, lorberähnliches Laub; die Blüten gleichen der einfachen weißen Hyacinthe und verbreiten einen feinen, ſüßen, angenehmen Geruch. Die fragliche Kaffeeplantage war übrigens ausgezeichnet. ſchön und hatte ſchöne Alleen, abwechſelnd aus Orangebäumen und Sagopalmen beſtehend, große Flächen mit Ananas bepflanzt, und Wälder und Alleen von Bananen. Die Bäume waren voll von Blüten und Früchten. Die Perſonen, welche die Plantage bewohnten, hatten auf die eigenthümliche Blüte des Bananenbaums noch niemals Acht gehabt. Man lebt hier mitten unter den reichen Schätzen der Natur, ohne darauf zu achten.

Unter den ſchönen Gegenſtänden auf der Plantage muß ich übrigens vorzugsweiſe die Beſitzerin und deren junge ſchöne Tochter erwähnen. Beide beſchenkten mich mit Blumen und Früchten und ich habe den blühenden Zweig einer Kaffeepflanze für die Mama abgezeichnet.

Der zweite Gegenſtand von Intereſſe war ein kleines zoologiſches Muſeum, welches ein Deutſcher in der Nachbarſchaft von Cardinas aus den Vögeln und einigen andern Thieren Cubas geſammelt hatte. Unter den letztern befanden ſich auch ein Krokodil und ein Alligator in einem ſteinernen Baſſin zuſammen. Sie waren einander ſo ähnlich, daß ſie meinen unwiſſenſchaftlichen Augen wie ein und daſſelbe Thier erſchienen. Allein man machte mich auf gewiſſe Unterſcheidungszeichen aufmerkſam. Ihr Beſitzer hat vergebliche Verſuche gemacht, ſie zu zähmen. Es ſcheinen die ſeelenloſeſten Thiere zu ſein, wie ſie ihrem Ausſehen nach die häßlichſten unter allen Thieren ſind. In den Flüſſen Cubas gibt es weder Alligatoren noch Krokodile; die mir vorgezeigten Exemplare waren als Curioſitäten aus Afrika und Amerika eingeführt.

21. März.

Auf dem Hof, nach welchem mein Zimmer liegt, befindet sich ein großer Hühnerkäfig, der verschiedenes Federvieh zum Gebrauch für die Haushaltung enthält. Der Koch des Hauses, ein großer, schöner, spanischer Soldat, kam heute Morgen, um einige von der gefiederten Gesellschaft zum Mittagessen für die Gäste des Hauses zu holen. Er nahm einen großen schwarzen Truthahn zuerst aus dem Käfig und ich mußte die Art und Weise bewundern, mit welcher dieser Mann dabei zu Werke ging, so geräuschlos, so menschlich und so klug. Den Truthahn streichelte er mit der Hand, bevor er ihn bei den Füßen ergriff, und auch das Letztere that er so sanft und gemäßigt, daß der Truthahn, als er ganz bequem über den Hof getragen wurde, blos ein wenig erstaunt aussah und nur ein kleines Gurgeln hören ließ, als ob er sagen wollte: — „Was soll denn daraus werden?"

Bei uns habe ich, wenn ein Huhn geschlachtet werden sollte, den ganzen Hühnerhof in Aufruhr bringen und das Huhn selbst athemlos vor Schrecken gesehen, ehe es seinen Geist aufgab.

Die Spanier sind sonst wegen ihrer Menschlichkeit gegen die Thiere durchaus nicht berühmt. Die Landleute kommen oft mit Truthühnern und Hühnern zu Markt, die mit zusammengebundenen Füßen über dem Sattel des Pferdes hängen, sodaß die Köpfe herunter hängen. Dieser barbarische Gebrauch ist zwar von einem Gouverneur Tacon auf Cuba (der als ein sehr harter Mann geschildert wird, aber viele Misbräuche abschaffte) verboten worden, dauert aber dessenungeachtet noch immer fort und ich bin oft Monteros begegnet, die zwischen ganzen Bündeln von herabhängendem, zuweilen halbtodtem Geflügel ritten.

Nicht weit von Cardinas befindet sich ein District, welcher Havanna vana genannt wird und fast ganz und gar von freigewordenen Negern bevölkert ist, man sagt an Zahl tausend bis dreizehnhundert. Sie sind fast sämmtlich Ackerbauer um die Hälfte des Ertrags mit spanischen Creolen, deren kleine „Farms" sie bebauen. Ich möchte diesen District sehr gern besuchen, um zu sehen, wie sich die Neger auf ihre eigene Hand regieren. Aber man hat mir die Reise dahin widerrathen, weil ich die Sprache des Landes nicht verstehe und weil die Regierung sehr mistrauisch gegen Fremde ist. Man hat den Sklavenaufstand des Jahres 1846, der in diesem Theile der Insel begann, noch in frischem Andenken. Dieser Aufstand, der so viele Grausamkeiten der spanischen Regierung veranlaßte, hat auch bewirkt, daß dem Leben und den Belustigungen der freien Neger schwere Fesseln angelegt worden sind.

Früher — sagte man mir — konnte man an jedem Abend und in jeder Nacht den fröhlichen Schlag der afrikanischen Trommeln von den Negertänzen aus der Nähe und aus der Ferne hören. Allein weil die Neger diese Tanzzusammenkünfte zur Organisation des Aufstandes, der später ausbrach, benutzt haben, hat man in der Folge ihre Freiheit sehr beschränkt.

In Havanna sollen die freien Neger ihre eigenen Versammlungssäle und Gesellschaften oder sogenannten „Cabildos" haben, und zwar jeder Negerstamm für sich allein. Sie wählen dazu ihre Königinnen, welche sich wieder Könige wählen. Diese „Cabildos de Negroes" muß ich einmal sehen.

St.-Amalia Inhegno, 23. März 1851.

Wieder hier in meiner gemüthlichen Wohnung bei meiner liebenswürdigen Mrs. de Coningck auf einige Tage. Ich kam in einer wirbelnden Wolke von heißem, rothem

Staub hierher. Der Erdboden auf der Inſel Cuba iſt nämlich roth wie gebrannter Lehm und ſtäubt bei windigem Wetter ganz entſetzlich. (Dagegen wird er bei Regenwetter zu dickem Mus, in welchem man gar nicht gehen kann. Das gehört zu der Kehrſeite der Natur.) Die Volante, mit drei Pferden nebeneinander beſpannt, flog wie ein Wirbelwind durch die rothen Staubwolken und unſer Calaſhero, Patricio, ſchien in dieſer wilden Fahrt den größten Genuß zu finden.

Es iſt wieder Sonntag, und zwar der Sonntag, an welchem die Sklaven ihre Freiſtunden haben ſollen. Ich habe ſowol den alten Herrn als die junge Herrſchaft gebeten, die Sklaven tanzen zu laſſen. Doch will ich ſehen, was geſchieht. Die Zuckermühle ſteht ſtill; aber ich ſehe die Sklaven an die Arbeit gehen, ſehe ſie „la bagaza“ tragen und höre die Peitſche knallen, welche ſie zur Arbeit antreibt. Es iſt ſchon ſpät am Vormittag. Ich ſchreibe voller Erwartung und Ungeduld. Wird Tanz gehalten oder nicht? Ich fürchte, man wird eine Entſchuldigung finden, um den Tanz in Arbeit zu verwandeln. Und ich geſtehe, daß mich dies ſehr verſtimmen würde. Denn man hat mir den Tanz zugeſagt und die armen Sklaven bedürfen eine Erheiterung ſehr nöthig. Da — — die afrikaniſche Trommel! — — Es iſt Tanz! — Ich eile zum Tanz!

Später.

Der Tanz fand diesmal nicht unter einem ſchattenreichen Mandelbaume, ſondern auf dem ſonnenheißen Hof der Bohea ſtatt. Die Muſikanten mit ihren Trommeln waren im Schatten einer Mauer des Küchengebäudes aufgeſtellt. Die Zahl der Tanzenden war nur klein. Der Tanz war von derſelben Art wie in Ariadne und bot mir nichts Neues von Intereſſe dar, bis ein älterer

Congoneger, Namens Carlo Congo, mit einer herculiſchen Bruſtbildung, an dem Tanze theilnahm. Er ließ die Trommelſchläger einen neuen Tanztakt ſchlagen und führte nach demſelben einen Tanz auf, der ſich mit ſeinen Biegungen, Schwingungen und Bewegungen in einem Ballet, auch in der pariſer Oper, gut ausgenommen haben würde, nämlich als Darſtellung eines Satyr oder Faun, denn einen höhern Charakter hatte der Tanz nicht. Aber er war bewundernswürdig durch die Kraft, Geſchmeidigkeit, Elaſticität des Tänzers, durch deſſen kühne Uebergänge und durch ſeine wilde maleriſche Schönheit. Es war der Congotanz. Carlo Congo vermochte denſelben jedoch nicht in ſeiner ganzen Vollendung aufzuführen. Ermattet durch eine viermonatliche Tag- und Nachtarbeit fehlte ſeinen Gliedern augenſcheinlich die nöthige Kraft. Er mußte den Tanz mehre male unterbrechen und ausruhen, und obgleich er jedes mal bald darauf von neuem begann, mußte er doch bald wieder aufhören und ſchüttelte dabei gutmüthig den Kopf, als ob er ſagen wollte: — „Nein, es geht nicht!“ — Sein Geſicht trug den Ausdruck von Kraft und Gutmüthigkeit, den ich bei den Negern ſo oft wahrnehme. Er hatte eine kleine Tuchmütze auf dem Kopfe und ein Halsband von blauen Glasperlen um den Hals; der obere Theil des Körpers und die ſehnigen Arme waren unbedeckt. Seine Körperbildung und ſeine Stellungen waren werth, von plaſtiſchen Künſtlern geſehen zu werden. Carlo Congo's Dame war lebhafter in ihren Bewegungen als die Negerinnen, die ich bisher tanzen geſehen hatte, und drehte ſich ſehr gewandt und behend herum. Carlo ſteckte ihr einen kleinen Myrtenzweig in den Mund und ſie tanzte mit dieſem Zweig, indem ſie denſelben zwiſchen ihren Lippen wie ein Vogel in ſeinem Schnabel hielt.

Allmälig wurde die Anzahl der Tanzenden größer. Auch Frauen foderten zum Tanz auf, und zwar durch einen leichten Schlag mit dem Taſchentuch auf den aus-

erwählten Cavalier, der sich sogleich bereitwillig zeigte. Einzelne Männer fielen während des Tanzes auch auf die Knie. So scheinen die Bewegungen in der Natur begründet zu sein, die von Alters her in der verfeinerten Welt der Galanterie und Chevalerie das Bürgerrecht erhalten haben.

Sklaven und Sklavinnen kamen herbei, die nach dem Takt der Trommeln Solo tanzten, indem sie sich auf einem Fleck drehten, wendeten und mit dem Körper auf- und niederwärts bogen. Auch Kinder kamen herbei, nackend, wie sie Gott erschaffen hat, und ahmten den Tanz ihrer Aeltern vortrefflich nach. Es gingen aber auch Männer und Frauen vorüber, die auf die Tanzenden finstere muthlose Blicke warfen, nächtliche Gesichter mit bitterm Ausdruck, die von der dunkelsten Nachtseite der Sklaverei zeugten, Gesichter, die ich nie vergessen werde, besonders eins von ihnen, das Gesicht einer ältlichen Frau!

Andere Neger kamen durch das Thor der Bohea heraus, belastet mit Bündeln von Bananen und Tomatoes (die hier wild wachsen) und andern frischen Früchten. Der junge Oberaufseher fragte sie, ob sie von „ihrem Felde" wären, und sie antworteten kurz: — „Ja." — Sie gingen an den Tanzenden vorüber, einige mit gleichgültigen Blicken, andere mit einem halben Lächeln. Der Tanz wurde inzwischen mit jeder Stunde in der heißen Sonne lebendiger und immer mehr Tänzer und Tänzerinnen kamen herbei. Aber plötzlich ließ sich starker Peitschenknall vernehmen und der Tanz hörte auf. Die Tanzenden zerstreuten sich, um ihre Arbeiten in der Zuckermühle wieder zu beginnen. Ich verließ die Bohea, nachdem ich den Trommelschlägern und namentlich Carlo Congo auf eine Weise gedankt hatte, die ihnen nach meiner Ansicht die angenehmste sein mußte.

Nun bin ich wieder in meinem stillen Zimmer. Die Zuckermühle klappert und raucht, die Sklaven tragen „la bagaza". Ueber den Mauern der Bohea, aber weit,

weit hinter denſelben, erblicke ich die ſtattlichen Guadarajahs von Palmen unter den Höhen von Camerioca. Auch dieſe Höhen haben tiefe Grotten und verſteckte Gegenden, welche den geflüchteten Sklaven zur Wohnung dienen. An den Eingängen dieſer Grotten bringen dieſelben Fallen zur Abwehr ihrer Verfolger an. Allein man hat den Gedanken aufgegeben, ſie dort zu verfolgen, denn es hat ſich gezeigt, daß die Verfolgung nichts nützt und mit großen Gefahren für die Verfolger verbunden iſt. Zuweilen kommen Flüchtige des Nachts aus den Bergen herab in die Plantagen und holen ſich Lebensmittel von den Negern der Plantagen, von denen ſie nie verrathen werden. Ueberhaupt ſollen die Neger einander nie verrathen, als höchſtens unter der Tortur der Peitſche.

26. März.

Mit meiner freundlichen Wirthin habe ich einige Beſuche auf den benachbarten Plantagen gemacht. Am angenehmſten darunter war mir der Beſuch bei einem ſchönen jungen Paar, Mr. und Mdme. Belle Chaſſe, franzöſiſchen Creolen. In ihren Geſichtern ſpricht ſich eine einnehmende menſchenfreundliche Güte aus. Sie ſollen ſehr gütige Gebieter gegen ihre Sklaven ſein und man ſagt, Mr. Belle Chaſſe beabſichtige, in Florida eine Zuckerplantage mit freien Negern zu übernehmen und zu bearbeiten. Möge es ihm gelingen! Ein einziger gelungener Verſuch dieſer Art würde in Amerika große Veränderung in dem Inſtitut der Sklaverei hervorbringen. Der Mann, welcher dieſen Verſuch glücklich durchführte, könnte unter die größten Wohlthäter der Menſchheit gerechnet werden.

Ich ſah bei Mr. und Mdme. Belle Chaſſe zwei allerliebſte Kinder und einen ſehr gut gehaltenen Garten mit mehren ſchönen Gewächſen. Darin fand ich auch einige ausgezeichnet ſchöne Roſen, aber ohne eine Spur von

Geruch. Man ſagt, die ſtarke Sonnenhitze entziehe dieſen und mehren andern Blumen den Geruch.

Das ſchöne junge Paar lud mich ein, einige Zeit bei ihnen zu bleiben. Aber ich mußte dieſe Einladung leider ausſchlagen, da ich verſprochen hatte, eine andere Plantage zu beſuchen, auf welche ich ebenfalls freundlich eingeladen worden war und an deren Beſitzer, Mr. und Mrs. Phinney, der ſchwediſche Conſul Nenninger die Güte gehabt hatte, mir einen Empfehlungsbrief zu geben.

Die Pflanzer auf Cuba ſind ungemein gaſtfreie Leute, und da das Leben der Frauen auf den Plantagen ziemlich einförmig und in der neueſten Zeit noch einſamer als früher geworden iſt — die Hand der ſpaniſchen Regierung laſtet ſeit den letzten Unruhen ſchwer auf den Creolen Cubas und preßt ihnen ihre Schätze ab — ſo ſehen ſie es ſehr gern, wenn ein europäiſcher Gaſt das Einerlei ihres gewöhnlichen Lebens unterbricht.

Der Charakter auf den Zuckerplantagen und das Leben auf denſelben ſcheint mir überall ziemlich gleich zu ſein. Die vorzüglichſte Schönheit dieſer Plantagen beſteht in ihren großen Alleen, beſonders in den Palmenalleen; — ich kann durch dieſe Guadarajahs nicht ohne ein Gefühl von Ehrfurcht und demüthiger Freude gehen, ſo ſchön und großartig ſind dieſelben. Die Gärten ſind gewöhnlich ganz klein und oft ſehr vernachläſſigt. Die Zuckerfelder beſchränken dieſelben auf allen Seiten und uſurpiren Alles für ſich.

Das Leben der Frauen iſt nicht heiter und wenig thätig. Sie ſcheinen mir an einem Zuſtand auf der Plantage zu leiden, der nicht frei von Furcht iſt und keine Entwickelung ihrer ſchönern Thätigkeit geſtattet, ja ſogar deren Fortſchritt hemmt. Sie wagen ſich nicht allein in die Umgegend, denn ſie fürchten ſich vor den entlaufenen Sklaven. Außerdem fehlt bei aller Schönheit der Bäume und Gewächſe auf den cubaniſchen Plantagen denſelben doch gerade Das, was die größte An-

nehmlichkeit des Lebens bildet — wenn man daſſelbe nämlich blos aus dem Geſichtspunkte des Genuſſes betrachtet — es fehlt ihnen: — — — der Raſen, der weiche, demüthige, grüne Raſen, auf welchem ſich Millionen von kleinen Gräſern, Mooſen und Blumen vereinen, um den Menſchen ein friſches und weiches Lager zu bereiten, damit dieſelben darauf ruhen und ruhend träumen, denken und genießen. Es fehlen ihnen ferner die Wälder von laubigen Gebüſchen und Bäumen, in deren Schatten wir ſo ſicher ruhen. Und ich bemerke deutlich, daß dieſe paradieſiſche Luft und dieſe königlichen Guadarajahs den Bewohnerinnen der Inſel die anſpruchsloſern Reize des Landlebens nicht erſetzen.

Außerdem ſehen wir um uns her auf dem Lande kein Unrecht, keine Noth, der wir nicht wenigſtens theilweiſe Abhülfe verſchaffen können. Hier ſehen die Frauen ſehr viel Unrecht, tagtäglich, das ſie gar nicht mildern können. Je edler ein Weib auf Cuba iſt, deſto unglücklicher muß es ſein. Und wäre ſie auch mit dem beſten Gatten vereint, der alles Mögliche für ſie und für ſeine Sklaven thäte, ſo kann ſie doch die Augen und Ohren nicht gegen Das verſchließen, was ſich in ihrer Umgebung zuträgt. Eine Plantage enthält nicht gar zu viele Tonnen Land, und an dieſe Plantagen ſtoßen andere Plantagen, die nach der Gemüthsart ihrer Beſitzer bewirthſchaftet werden. Und wie dieſe Gemüthsart zuweilen iſt, das — — — wiſſen wir bereits.

Rechnet man dazu den Zuſtand und die Regierung der Inſel, die Macht der Beamten, den Sklavenhandel, die Sklavenaufſtände, die Unterſuchungen und Beſtrafungen der ſpaniſchen Regierung, die beſtändige Furcht — ſo kann das liebliche Wehen der himmliſchen Luft von Cuba einem Leben, das unter ſolchen Verhältniſſen gelebt wird, keine Freude gewähren!

In der letztvergangenen Woche ſoll ein Sklavenſchiff aus Afrika mit einer Ladung von nicht weniger als ſieben-

hundertundfunfzig — Kindern in Havanna angekommen sein, das älteste Kind noch nicht achtzehn, das jüngste unter zehn Jahren alt. Dies wurde gestern Abend in unserm Gesellschaftskreise erzählt. — „Diejenigen, die das thun" — sagte mit bittern Gefühlen eine Mutter in der Gesellschaft — „werden dafür eines Tages den Lohn erhalten, den sie verdienen!" — Und doch — wenn die Menschen einmal aus ihrem Vaterlande in fremde Sklaverei gebracht werden sollen, so ist es besser, sie werden als Kinder, denn als Erwachsene dahin gebracht. Dann wird es ihnen weniger bitter sein. Dann gewöhnen sie sich an die Bohea und an die Peitsche und haben keine Erinnerungen an ein früheres Freiheitsleben, die sie zur Verzweiflung und zum Selbstmord führen.

Zwischen diese düstern Gedanken und Eindrücke tritt dann und wann diese unaussprechliche Schönheit der Luft und der Gewächse, entzückt mich und bewegt meine Seele zum Lobgesang und zum Schauen des künftigen Paradieses.

Es ist wieder Vollmond und die Nächte sind über allen Ausdruck schön. Ich kam gestern Abend von einem Besuch, den ich mit meiner Wirthin machte, spät nach Hause. Mit unbedeckten Häuptern fuhren wir in der offenen Volante unter dem mit Licht erfüllten Firmament durch die Palmenwälder. Die Luft war sanft und gütig wie die reinste menschliche Güte. Ach! — —

Auf der Plantage St.-Amelia sind zwei stattliche Palmenalleen, wol hundert Bäume in jeder Reihe, glaub' ich. Viele von diesen Bäumen stehen in der schönsten Blüte. Die üppigen Blütenbüschel schießen wie Flügel rings um den Stamm heraus, ein kleines Stück unter der Palmenkrone, im schönsten Verhältniß zu dieser und dem Stamm. Hier befindet sich auch noch eine Allee

von Tamarinden (die jetzt aus ihren Wipfeln von den grünen Spitzen Bohnen herunter fallen lassen, welche die kleinen Negerkinder begierig aufsuchen, um ihre angenehme säuerliche Frucht zu verzehren) und eine von Mangobäumen und von einer Art Akazienbäumen mit rothen Beeren, aus welchen sich die Neger Halsbänder machen. Vor dem Hause stehen mehre Bäume mit lindenähnlichen Kronen und dunkeln feuerrothen Blüten, die ich auch auf „la Plaza de Armas“ in Havanna gesehen habe. Ihr botanischer Name ist „Hybiscus Tiliacea“.

Cuba ist ein Vorhof des Paradieses und verdient von dem Naturforscher, dem Künstler und dem Dichter studirt zu werden. Vegetation, Formen und Farben deuten auf einen Uebergang von dem Erdenleben zu einer freiern und höhern Schönheitssphäre!

Caffetal La Industria, 1. April 1851.

Gott sei Dank, daß der Frühling in Schweden nun beginnt und daß du daran denken kannst, deine salzigen Bäder, den Sommer und dein Wohlbefinden zu beginnen, daß du anfangen kannst, zu leben, und daß Alles um dich her zu leben anfängt, die Sonnenstrahlen, die Nesseln, die Nesselschmetterlinge, die kleinen gelben Blumen und die Lerchen, die fröhlichen Lerchen, welche trillern und singen: — „Nun ist der Frühling da! Nun ist der Frühling da!“ — Ach, die belebende Freude, die der Frühling bei uns mit sich bringt, diese Freude — kennt man doch auf dem schönen Cuba nicht!

Aber die Insel hat Schönheit genug, um das Menschenleben glücklich zu machen, wenn nur ihre Schönheit und ihre herrliche Luft ungehindert dort wirken könnten.

Ich bin seit einigen Tagen auf einer neuen Plantage (Zucker- und Kaffeeplantage) bei einer amerikanischen Familie Namens Phinney, bestehend aus einem ältlichen

Herrn, seiner weit jüngern Frau, zwei jungen Söhnen und zwei Töchtern. Mr. Phinney ist ein warmer Republikaner und besitzt Muth genug, um bei jeder sich darbietenden Gelegenheit seine republikanischen Sympathien der spanischen Regierung auf der Insel gegenüber offen auszusprechen. — „Er würde dies auch dem Rachen eines Vierundzwanzigpfünders gegenüber thun" — sagte er; und ich glaube ihm, dem muthigen Mann, und finde deshalb Gefallen an ihm. Mrs. Phinney ist in England geboren und obgleich sie fast funfzig Jahre alt ist, trägt doch ihr Gesicht noch die ganze Anmuth und Lieblichkeit der Jugend, verbunden mit dem Ausdruck großer natürlicher Güte. Sie gleicht einer jener Quellen mit süßem Wasser, die Gott hier und da in den Sandwüsten der Tropenländer aufsprudeln läßt, um die Wanderer in der Wüste zu erfrischen; Palmen wachsen um sie her und Rasen umgrünt ihren Rand; die Wanderer ruhen im Schatten der Palmen auf dem kühlen Rasen, trinken von der Quelle und wünschen innig, daselbst bleiben zu können. Wenn ich eine dieser Naturen von vollkommen ursprünglicher Güte sehe, so frage ich mich unwillkürlich, warum wir doch, da es solche Naturen auf Erden gibt, nicht mehre derselben sehen. Jetzt scheinen dieselben wie der Hauch der Luft auf dieser Insel sich auf der Erde nur zu offenbaren, um uns an ein Paradies zu erinnern, das sich auf der Erde — — nicht findet.

Von der Façade des Herrenhauses ist die herrlichste Aussicht über das Land und in der Ferne über das blaue Meer. Ich genieße die Aussicht und die Seelüfte, indem ich während der unvergleichlich schönen Morgen und Abende auf der breiten Piazza spazieren gehe. In der Nähe der Piazza ist mein hübsches gemüthliches Stübchen, aus dem ich eine weite Aussicht habe, in welchem ich aber sehr oft von kleinen Negerknaben gestört werde, die an den eisernen Gittern meiner Fenster in die Höhe

klettern, in die Stube gucken und hereinrufen: — „Buen Dios, Señora! — Good Morning, Missis!“ — Und das ist ungeachtet ihrer gutmüthigen fröhlichen Gesichter und ihrer glänzenden Zähne und Augen nicht immer hübsch, besonders wenn man gern in Frieden sein will. Aber es ist wirklich eine Freude, zu sehen, wie furchtlos auf dieser Plantage die Negerkinder sind. Die gute mütterliche Mrs. Phinney und deren Töchter bewirken dies, und die sämmtlichen Negerkinder sind augenscheinlich sehr gut gehalten, die etwas ältern Kinder auch gut gekleidet. Sie springen frei herum und begleiten uns scharenweise auf unsern Spaziergängen. Die ältern Kinder tragen oft die jüngern, indem sie dieselben auf der linken Hüfte sitzen haben und sie oben mit dem linken Arm halten, den sie um den Leib des kleinen mit Perlen geschmückten Jungen geschlungen haben. In dieser Situation bewegen sich und laufen die ältern Kinder ganz ungehindert; besonders tragen sich die Mädchen dabei gewandt und ich habe dabei ihre schöne und feine Körperbildung oft bewundern müssen.

Die Sklaven auf dieser Plantage kommen mir gut genährt und zufrieden vor. Sie wohnen auch nicht in einer verschlossenen oder festungsartigen Bohea, sondern die Bohea liegt völlig frei und ich habe darin Wohnungen gesehen, die sich den amerikanischen Sklavenwohnungen vollkommen gleichstellen dürfen. Die gute Mrs. Phinney hält auf ihre Leute und pflegt die Kranken und Schwachen mütterlich.

Von ihren milden Lippen habe ich folgende Worte vernommen:

— „Es ist eine große Sünde, die Neger böse zu nennen. Es gibt unter ihnen gute und böse, wie unter allen Völkern. Aber die bösen sind selten, und die meisten von ihnen sind gut.

„Diejenigen, welche die Peitsche für nothwendig halten, um die Neger zu Dem anzuhalten, was man mit

Billigkeit von ihnen fodern kann, kennen dieſelben nicht und machen ſie häufig erſt böſe. Ich kann nicht beſchreiben, was ich gelitten habe, ja, ich habe Wochen lang vor Kummer über das häufige Peitſchen und über die vielfachen Grauſamkeiten krank gelegen, während doch zuweilen ein freundliches oder ein ernſtes Wort ausreichend geweſen wäre! Die Neger ſind ungemein empfänglich für Wohlwollen, wenn man daſſelbe mit Verſtand anwendet. Sie können die beſten und ergebenſten Diener und Freunde werden."

Ein deutſcher Oberaufſeher, Mr. D**, auf der Plantage „La Sonora", die ebenfalls Mr. Phinney zugehört, äußerte über die Negerſklaven:

— „Sie ſind nicht ſchwer zu regieren, wenn man nur «beſtimmt», aber auch zugleich freundlich mit ihnen umgeht. Sie lieben Ordnung und Beſtimmtheit bei ihren Herrſchaften und gehorchen ohne Schwierigkeit, wenn ſie mit Gerechtigkeit und Billigkeit behandelt werden. Man darf nicht nachgiebig gegen ſie ſein, man braucht aber nicht hart oder grauſam gegen ſie zu verfahren."

Ich glaube, das iſt wahr. Und gut wäre es, wenn recht viele Herren es ebenfalls für wahr halten und dann — nach dieſem Glauben handeln wollten. Aber despotiſche Gemüthsart und Jähzorn ſind häufig die Herren der Herren, und die Sklaven müſſen darunter leiden.

Meine merkwürdigſten Abenteuer haben, ſeitdem ich das letzte mal geſchrieben habe, darin beſtanden, daß ich das ſüdliche Kreuz und die Cucullos, die cubaniſchen Leuchtfliegen, geſehen habe, die nun anfangen, zu kommen, die aber nicht Fliegen, ſondern Käfer ſind, die an Geſtalt und Ausſehen unſern Thurmteufeln gleichen, nur daß ſie etwas länger und ſchmäler ſind. Sie fliegen auf dieſelbe Weiſe wie dieſe, aber mit ruhigerm Flug; ſie fliegen auch viel höher und geben während des Fliegens einen noch ſtärkern rauſchenden Ton von ſich.

Sie leuchten auf zweierlei Weise: — wenn sie kriechen oder wenn sie still sitzen, mittels zweier runden glänzenden Punkte gleich hinter den Augen (ich habe bei diesem Lichte gestern Abend ganz bequem gelesen, indem ich einen Cucullo wie eine kleine Lampe über die Zeilen führte), und wenn sie fliegen, wobei sie aus einer Oeffnung am Bauche ein starkes helles Licht von sich geben, nicht schnell entglimmend und verlöschend, wie bei den amerikanischen Leuchtfliegen, sondern gleichmäßig fortbrennend, solange sie fliegen. Du kannst dir kaum vorstellen, wie schön es aussieht. Denke dir, daß die Planeten Venus und Jupiter mit mehren ihres Gleichen über die Dächer zwischen Gebüschen und Bäumen geflogen kommen, und du siehst — die Cucullos (sprich Cucullios). Sie haben das schönste hellblaue Licht, das man sich denken kann. Im Anfang der Regenzeit erscheinen sie, und nachdem wir gegenwärtig (zur größten Freude der Kaffeeplantagenbesitzer) ein paar Regengüsse gehabt haben, so zeigen sich die Cucullos, sobald die Dämmerung eintritt. Noch sind sie nicht zahlreich, aber nach dem Eintritte der Regenzeit, in den Monaten Mai, Juni und Juli, sollen sie in solcher Menge vorhanden sein, daß zuweilen große Baumwipfel von ihnen bedeckt sind und von Millionen Lichtern glänzen. Man weiß hier nicht, wie und woher diese Leuchtkäfer herkommen; doch will man behaupten, daß sie während der trockenen Jahreszeit sich in verfaulten Bäumen verbergen. Gegenwärtig nähren sie sich von Zuckerrohr, und ich habe eine ganze Gesellschaft von ihnen (zehn bis zwölf Stück) in meinem Zimmer in einem Glase, wo sie an Stücken Zuckerrohr saugen. Sie scheinen sich in diesem Glase ganz wohl zu befinden und mehr an ihre Nahrung als an die Freiheit zu denken. Sie sitzen ganz still, saugen an dem Zuckerrohr und scheinen dabei ihr Licht allmälig zu verlieren; wenn man ihnen aber ein Bad von frischem Wasser gibt, werden sie wieder leuchtend und sehr lebhaft.

Zuweilen erwache ich des Nachts, höre ein Rauſchen in meinem Zimmer und ſehe einzelne Cucullos herumfliegen, welche jeden Theil des Zimmers, dem ſie ſich nähern, hell beleuchten.

Heute habe ich einige ſolcher Käfer in mein Album gemalt. Ich habe überhaupt eine wahre Wuth, Menſchen, Vögel, Bäume, Blumen, Häuſer, Alles, was mich intereſſirt, abzuzeichnen oder zu malen, hier an mir verſpürt. Und es gibt hier ſo Vieles, was mich durch ſeine Schönheit oder Ungewöhnlichkeit intereſſirt, daß ich in einem fortwährenden Malfieber bin. Viel wird allerdings nicht daraus, denn Zeit und künſtleriſche Fähigkeit fehlen mir; aber etliche kleine Erinnerungen werde ich wol für dich mit in die Heimat bringen.

Abends ſehe ich das ſüdliche Kreuz langſam und in vorgeneigter Stellung am Horizont aufſteigen. Um Mitternacht ſteht daſſelbe gerade über der Erde. Verwichene Nacht war ich draußen, um es zu ſehen. Dieſes ſchöne Sternbild ſtand klar und ſchön in der ſtillen köſtlichen Nacht da. Die Sterne deſſelben gehören der zweiten und einer von ihnen gehört der dritten Ordnung an; aber das Verhältniß zwiſchen ihnen iſt ſo vollkommen, daß das Bild im höchſten Grade überraſcht. Dazu ſtand dieſes glänzende Kreuz ſo einſam am ſüdlichen Himmel, mit dem Fuße beinahe die Erde berührend und die Arme darüber ausgeſtreckt. Das Bild machte hier auf mich einen feierlichen, aber melancholiſchen Eindruck. Ueber dem Kreuz bilden die Sterne des Centaurs eine Glorie und wie zwei Wächter auf jeder Seite deſſelben ſtehen die großen Sterne Cercinus und Nobur.

Nach Mitternacht neigt ſich das Kreuz nach rechts und ſinkt ſo allmälig wieder unter den Erdkreis. Später im Jahre ſteigt es höher und verweilt länger am Firmament. Die Nacht war ſehr dunkel, aber das Dunkel war gewiſſermaßen durchſichtig; die Luft fühlte man gar nicht. Das Paradies konnte keine ſchönere Nacht haben.

Die Schönheit unſerer Sommernächte im nördlichen Schweden könnte damit wetteifern; aber ſie iſt von anderer Art.

Als ich mich von dem ſüdlichen Kreuz und von den Palmen, zwiſchen denen es glänzte, abwandte, ſah ich am nördlichen Himmel über einer ſchönen Ceiba auf dem Hofe den Nordſtern und den großen Bär. In ihnen begrüßte ich die Heimat.

3. April.

Dieſen ſchönen Morgen habe ich in Bananenwäldern zugebracht — deren es auf Kaffeeplantagen ſtets gibt — und den Baum mit meiner Lieblingsfrucht und mit ſeiner ganzen kleinen, um den Stamm herum wachſenden Familie abgezeichnet. Ich fand auch hier blühende Baumwollenpflanzen in einem ziemlich verwilderten Zuſtande. Der Baumwollenſtrauch hat magere unregelmäßige Stengel und lappige grobe Blätter von dunkelgrüner unklarer Farbe. Die Blume iſt eine vielblätterige Malve von heller gelber Farbe und mit der feinſten graziöſeſten Geſtalt. Die Art, wie ſich die Samenkapſel öffnet und die Baumwollenflocken herausfallen läßt, in welche der Samen eingehüllt iſt, erſcheint ungemein hübſch. Ich mußte auch von dieſer Geſchichte Etwas zeichnen zuſammt dem ſüdlichen Kreuz über den Palmen.

Palmen! Ich werde nie müde, ihre wehenden Kronen im Winde zu betrachten und den weichen und majeſtätiſchen Biegungen ihrer Zweige zuzuſehen. Sie ſind voll von Poeſie und von ſymboliſcher Schönheit; ſie drücken ſprechend die Vereinigung des Edeln in Gedanken und Handlungen mit dem Schönen aus. Wohin ich mich wende, begegnen ſie meinen Blicken mit neuen Schönheiten. Die Krone des Palmbaumes hat gewöhnlich vierzehn bis ſechzehn Zweige. In jedem Monat fällt einer von den unterſten Zweigen des Baumes ab — ich habe dergleichen oft von ſechs bis ſieben Ellen über die Wege hin liegen ſehen, auf denen ich gefahren bin —

und in jedem Monat schießt auch ein neuer Zweig hervor. Dieser wächst stets aus der Mitte des Stammes heraus, wie ein gerades, die Krone beherrschendes Scepter; erst an der Spitze rollt er sich zusammen und das feine Laub spielt dann im Winde über dem Baum wie eine grüne Flamme oder Flagge.

Man pflegt in hiesiger Gegend häufig die Zweige der Palmen in den Wäldern oder auf den Feldern abzuhauen, um sie zum Decken der Dächer und zu andern Zwecken anzuwenden, und läßt zuweilen blos zwei oder drei Zweige am Baume zurück. Dem Anschein nach müßte dadurch der Baum eigentlich seiner ganzen Schönheit beraubt werden. Allein das ist keineswegs der Fall. Die beraubte Palme erhebt ihre beiden übrig gebliebenen Zweige in einer reizenden Biegung gegen die Zweige anderer, auf dieselbe Weise mishandelter Bäume, und du siehst gothische Portiken und gewölbte Bogen auf dem Felde unter dem klaren blauen Himmel oder in der Tiefe des Waldes entstehen. Um die Palme ihrer Schönheit und ihrer edeln Gestalt zu berauben, müßte man ihr Leben gänzlich vernichten.

Die Königspalmen haben stets gerade und säulenartige Stämme. Die Cocospalmen dagegen haben gebeugte und vorwärts geneigte Stämme, die viel schmäler als die der Königspalmen sind. Ich erblicke sie fast stets reich mit Früchten behangen. Diese hängen in Büscheln dicht an und unter den Zweigen. Man liebt hier die Milch der Früchte und hält dieselbe für blutreinigend. Sie sieht aus wie Molken und man muß sich an ihren Geschmack gewöhnen, um sie zu lieben. Die Früchte der Königspalme werden nicht von den Menschen gegessen, dienen aber als Futter für die Schweine. Der Palmenkohl — wie er genannt wird — oder das Innerste des Stammes zunächst an der Krone soll eine große Delicatesse sein; aber man kann denselben nicht gewinnen, ohne das Leben des Baumes zu zerstören.

Auch hier auf der Plantage ſind ſehr ſchöne Guadarajahs von Königspalmen, in denen ich des Morgens und des Abends auf und nieder wandere.

Mit meiner guten Wirthin habe ich Nachmittags mehre Ausflüge in der Volante gemacht und einige Nachbarn beſucht. Geſtern beſuchten wir eine ältliche franzöſiſche Frau, die mich durch ihre ſtark ausgeprägte Individualität ſehr intereſſirte. Es war ein Vergnügen, ſie erzählen zu hören und ihren Ausdrücken und Geberden zu folgen. Ueberhaupt will es mir ſcheinen, als ob die Europäer weit mehr Accent und Articulation (ich weiß keinen andern Ausdruck dafür) in ihrem ganzen Weſen hätten als die Amerikaner oder die ſchon ſeit längerer Zeit aus Europa nach Amerika verpflanzten Familien. Sie ſprechen lauter, betonen die Worte ſtärker, lachen lauter, geſticuliren mehr, erſcheinen mächtiger und machen mehr Weſen aus ſich. Die letztern dagegen ſprechen und bewegen ſich mit wenig äußerm Accent; es liegt etwas Stilles und Lautloſes in ihrem Leben, ihre Energie iſt mehr innerlich, ſie iſt eine concentrirte Macht. Das Großartige der Amerikaner zeigt ſich eigentlich nur in ihren allgemeinen Inſtitutionen, in der Entwickelung des Staatslebens, in der Schnelligkeit des Handelns, in dem Umfang allgemeiner Unternehmungen. Die Individualität ſchwindet zwar nicht, aber ſie ſcheint ſich zu einer höhern Art der Manifeſtation erheben zu wollen.

Die Spanier bilden in ihrem Weſen und Gebaren den allergrößten denkbaren Contraſt gegen die Anglo-Amerikaner. Der Wohllaut und die Majeſtät der ſpaniſchen Sprache entzückt mich ſtets, außer wenn ich ſie von ungebildeten Weibern reden oder ſchreien höre. Ich beſuchte eines Abends eine Farm, auf welcher wir eine Verſammlung von zehn bis zwölf Frauen fanden, die der groben arbeitenden Claſſe, jedoch nicht der ärmſten, angehörten. Die meiſten von ihnen waren mager und ſehr braun; ſie ſchrien und verführten einen Lärm —

obgleich in aller Freundlichkeit und Heiterkeit — der faſt betäubend war; man konnte ſich mitten unter ein Schock Truthühner verſetzt glauben. Dazu kamen heftige Geſticulationen, energiſch, aber eckig und ohne Grazie. In dem Munde gebildeter Frauen dagegen iſt die ſpaniſche Sprache die allerſchönſte Muſik.

Doch wieder zu meinen Abendausflügen zurück! Wir blieben bei „la sonora“ ſtehen, wo wir Negerſklaven fanden, welche friſch und wohlgenährt ausſahen und in Proceſſion zur Empfangnahme ihres Abendeſſens marſchirten — jeder bekam ein großes Stück Stockfiſch. Bei der Heimfahrt über eine Wieſe, deren Boden etwas ſumpfig war, ſahen wir ganze Schwärme von leuchtenden Cucullos. Es war der prächtigſte Elfentanz, den man ſehen konnte.

Dieſe ſchönen kleinen Thierchen machen jedoch ebenſo gut meine Plage wie mein Vergnügen aus, denn ach, ſie ſind **dumm** und wenn ſie ihre Flügel zuſammenlegen, ſo ſind ſie die tölpelhafteſten und unbehülflichſten unter allen Thieren. In ihrem Fluge ſtoßen ſie an Alles, was ihnen in den Weg kommt, fallen dann auf die Erde und kriechen daſelbſt herum oder liegen auf dem Rücken, ebenſo verblüfft, wie unſere Käfer. Sie laſſen ſich mit der größten Leichtigkeit fangen, und wenn ſie einmal gefangen ſind, ſcheinen ſie ganz zu vergeſſen, daß ſie Flügel haben. Die kleinen Negerkinder laufen ihnen nach, wenn ſie fliegen, rufen dazu „Cuccu! Cuccu!“, fangen ſie leicht und martern ſie dann auf verſchiedene Weiſe. Seitdem ich durch einige kleine Kuchen („Galietas“) etliche von dieſen armen dummen Thieren aus den Händen ihrer Quäler losgekauft habe, ſchwärmen die kleinen Negerjungen Abends zu Dutzenden auf der Piazza herum, die in gleicher Höhe mit dem großen „Parlour“ liegt, ſtecken ihre kleinen Krausköpfe herein und ſtrecken ihre Hände voll von dieſen leuchtenden Inſekten aus, indem ſie „Cuccu! Cuccu!“ rufen. Einige muß man

dann freilich aus der Sklaverei loskaufen, aber alle — — dazu würde mein ganzes Magazin von „Galietas“ nicht hinreichen. Macht man Miene, die Kinder fortjagen zu wollen, so fliehen sie mit lautem Jubel gleich einer Menge Sperlinge davon, denn sie sind voll von Lust; aber im nächsten Augenblick sind sie alle wieder da und rufen „Cuccu! Cuccu!“ Stellt man sich, als ob man sie nicht sehe, so schleichen sie sich in die Stube (nämlich wenn keine Herren darin sind), kommen bis ans Fortepiano, wo Miß Phinney cubanische Tänze spielt oder ich schwedische Polsken, und halten lachend und versuchend ihre „Cuccus“ hin. Greife ich mit drohender Geberde nach meinem Taschentuch, so sind sie wieder fort wie der Wind, aber nur auf einen Augenblick.

Diese schönen glänzenden Cucullos sind in der That die geplagtesten aller Thiere. Die Neger setzen sie in Gläser und benutzen sie als Lampen und Laternen in ihren Wohnungen. In diesem Zustande können sie etwa eine Woche leben, bis sie endlich vor Hunger sterben. Möchten sie nur ebenso gefühllos sein, wie sie gedankenlos zu sein scheinen.

Die Kinder im Hause und ich ergötzen uns oft damit, Abends die Cucullos fliegen zu lassen, die wir befreit oder gesammelt haben. Sie sind bisweilen schwer zum Fliegen zu bringen; allein wenn man sie auf die Spitze eines Fingers setzt und sie darauf hoch in die Luft hält, dann breiten sie gewöhnlich ihre Flügel aus, steigen brausend in die Höhe und spenden ihr schönes unvergleichliches Licht.

Morgen reise ich wieder nach Matanzas zurück und von da nach Havanna, dann nach „San Antonio de los baños“ — einem Badeort, an welchem die Natur großartig sein soll — und von da auf eine weiter entfernte Plantage. Ein junger hiesiger Plantagenbesitzer, ein französischer Creole, Namens Sauval, wünscht mich mit seiner Mutter, aus zweiter Ehe Witwe eines spanischen

Marquis Carera, bekannt zu machen und hat mir dieselbe auf eine Weise geschildert, die mich ihre Bekanntschaft wünschen läßt. Sie soll außerdem an Literatur und Kunst und auch an Leuten Geschmack finden, die sich für Beides interessiren. Ich werde also länger auf Cuba bleiben, als ich gedacht habe, aber — — ich komme auch nur ein mal in meinem Leben nach Cuba. Und Cuba ist doch eine wahre Heimat der Schönheit und ich wundere mich blos darüber, daß sie als solche noch so wenig gekannt ist. Naturforscher, Architekten, Maler und Dichter sollten hierher kommen und sich neue Kenntnisse, neue Eingebungen holen. Luft und Licht, die Pflanzenwelt über der Erde und die Grotten unter derselben sind voll von Leben und Schönheit! — Nicht weit von dieser Plantage gibt es auch eine merkwürdige Grotte, die wir wo möglich morgen früh ganz zeitig besuchen wollen.

Wir haben jetzt zur Gesellschaft im Hause ein lebhaftes junges Mädchen, eine französische Creolin Namens Eudoxie Bacot, deren munteres Geplauder und naturfrisches graziöses Wesen großes Vergnügen gewährt. Junge Mädchen haben bisweilen auch hier, wie in Schweden, Mädchengedanken von einem Asyl, von einer Art Paradies für junge Mädchen, in dem keine Männer Zutritt haben. Eudoxiens einziger Bruder soll die Absicht haben, ein solches entsprechendes Paradies für junge Männer zu errichten, von welchem alle Frauenzimmer ausgeschlossen sein sollen. Ich fürchte, daß diese jungen exclusiven Paradiesbewohner selbst sich eines Tages dadurch aus ihrem Paradies verbannen werden, daß sie in den Ehestand treten. Ich möchte nicht für den Beruf der hübschen Eudoxie zur Nonne bürgen.

Ich habe das Porträt dieses liebenswürdigen jungen Mädchens in mein Album gezeichnet. Bei dieser Beschäftigung saß eine kleine grüne Eidechse gewiß zwei Stunden lang auf einer Weinrebe am Fenster und guckte

herein. Eine andere Eidechſe — ihre Gegnerin oder ihre Gattin — ſaß ein wenig höher, ihr gerade gegenüber und ſchien ihre Bewegungen zu bewachen. Dieſe kleinen Thiere gewähren mir viel Vergnügen, denn ſie ſehen ſo klug und verſtändig aus. Wenn ſie ſich artig gegeneinander bezeigen, ſo öffnen ſie an einer Seite eine Art Flügel von der prächtigſten rothen Farbe und wedeln damit wie mit einem Fächer.

Heute Morgen fand ich zu meinem Erſtaunen, daß alle meine Cucullos aus dem Glaſe weg waren, welches ſtets auf meinem Toilettenſpiegel ſteht. Ich konnte nicht begreifen, wie dies zugegangen war, da ich wußte, daß dieſe Thierchen nicht ſo viel Energie beſitzen, um das Zuckerrohr zu verlaſſen und davon zu fliegen. Später im Laufe des Vormittags ſah ich eine große Spinne — ſo groß wie die Hand eines kleinen Kindes — an der Wand meines Zimmers ſitzen und einen Cucullo verſpeiſen. Dieſe häßlichen Thiere habe ich ſchon mehrmals an dieſer Stelle ſitzen ſehen. Sie ſehen ſcheußlich aus, ſollen aber unſchädlich für die Menſchen ſein. Die Menge der hier lebenden Inſekten iſt jedoch ein Ungemach. Um eßbare Sachen aufzubewahren, muß man ſie mit Waſſer umgeben.

Man ſpricht allgemein von einem neuen Angriff auf Cuba, von einem neuen Eroberungsverſuch, der von amerikaniſcher Seite beabſichtigt ſein ſoll. Man ſagt, die Expedition werde in Yucatan ausgerüſtet und beſtehe aus einer Menge Leuten, die an dem Mexicaniſchen Kriege Theil genommen haben. Man erwartet ſie gegen Oſtern. Mehre Familien auf den Plantagen halten ſich bereit, die Inſel zu verlaſſen, ſobald Unruhen ausbrechen. Die Creolen ſind erbittert und misvergnügt über die ſpaniſche Regierung und haben auch alle Veranlaſſung dazu. Sie wünſchen allgemein ihre Befreiung vom ſpaniſchen Joch, aber ſie ſind zu ſchwach, um dieſe Befreiung ſelbſt zu unternehmen. Und außerdem fürchten ſie die Neger, die ſich bei der erſten paſſenden Gelegen-

heit gegen sie kehren würden. Dagegen rüstet sich die spanische Besatzung der Insel scharf zur Vertheidigung gegen die Amerikaner.

Die amerikanische Regierung hat sich öffentlich gegen diese Freibeuterexpedition erklärt und alle guten Bürger in den Vereinigten Staaten aufgefodert, sich derselben zu widersetzen. Aber die Spanier haben dessenungeachtet die amerikanischen Sklavenstaaten in dem Verdacht, daß sie ihre Hand dabei im Spiel haben, um durch die Vereinigung von Cuba, als einem Sklavenstaat, mit der nordamerikanischen Union ein Gegengewicht gegen die Vermehrung der freien Staaten im Norden zu erhalten. Den Ausgang dieser Angelegenheit werde ich wol in den Vereinigten Staaten erfahren.

Den 22. April sage ich diesem schönen, aber vom Wurm benagten Cuba Lebewohl!

Matanzas, 6. April.

Wieder in Mr. und Mrs. Baley's trefflichem und angenehmem Hause, glücklich mit den jungen schönen Gatten den Hauch der Luft trinkend. Kein Ort hat solche Luft wie Matanzas, so belebend und so lieblich; und nirgends hört man soviel Musik. Den ganzen Tag hört man von vier bis fünf Fortepianos in der Nachbarschaft cubanische Contretänze spielen. Abends erscheinen auf der Piazza, die der unserigen gegenüber liegt, einige junge Herren, singen spanische Romanzen und begleiten sich mit der Guitarre dazu. Ein geschickter Harfenspieler geht von Thür zu Thür, schlägt die Saiten, während er die Harfe auf dem Rücken trägt und spielt an den Thüren „la Aragonesa“, diesen Tanz voll so sprühenden Lebens, daß Alles in mir sprüht und hüpft, so oft ich ihn höre, oder „la Cachuca“ voll von Anmuth. Dazwischen ertönt die Militärmusik von „la Plaza de Armas“, während „le beau monde de Matanzas“ im

Mondſchein unter den Pappeln umher ſpaziert, die Frauenzimmer alle mit unbedecktem Haar, mit Blumen oder anderm Schmuck, mit durchſichtigen Schleiern und weißen Kleidern. Und da ſpaziere auch ich mit meiner jungen Wirthin und den Herren im Hauſe oder mit meinem jungen freundlichen Landsmann Franke an den ſchönen Abenden. Man hat alſo genug Muſik in Matanzas und Abends gibt es ein wahres Charivari von Muſik, obgleich daſſelbe nicht unangenehm iſt, denn Takt und Inhalt der Muſik hat von allen Richtungen her viel Aehnliches. Es liegt ein heiteres, ſpielendes, ſorgenloſes Leben darin. Ich laſſe mich von demſelben einwiegen und bade mich in dem Hauch der Lüfte, die mich umtanzen, wie liebliche koſende Zephyre, während ich draußen auf der Piazza bis gegen Mitternacht das ſüdliche Kreuz ſchimmernd emporſteigen ſehe, immer höher und höher über einem Wald von dunkelgrünen, laubigen Sapotabäumen. Ja, es iſt ein eigenthümliches wunderbares Stillleben. Ich wünſchte, daß es alle Menſchen genießen könnten. In den amerikaniſchen Prairien und überhaupt oft in Amerika wünſchte ich meine Arme ausbreiten und über die ganze Erde fliegen zu können. Hier möchte ich blos ſtill leben, in den Kronen der Palmen umrauſcht von ihren Zweigen ſitzen oder wie daheim in einem Schaukelſtuhl ſchweben können, eingewiegt von Muſik und paradieſiſchen Lüften. So könnte ich, glaube ich, bis in alle Ewigkeit ſitzen und würde nichts vermiſſen!

Geſtern Abend brachte mich Mrs. Baley in ihrer Volante auf die Höhe von Combre. Zwei Pferde zogen die Volante raſch hinauf, obwol es ein Weg von zwei tüchtigen Stunden iſt, ehe man die Höhe erreicht. Der Weg führte auf beiden Seiten durch hohe candelaberähnliche Aloebüſche. Wenn man aber die höchſte Spitze des Bergrückens erreicht hat — — — dann zur Rechten das große blaue Meer mit ſeinen großen und kleinen Handels- und Kriegsſchiffen, das ganze große Weltleben

und dieſes grenzenloſe Weltmeer, zur Linken aber, eingeſchloſſen zwiſchen Bergen, das Yumorithal mit ſeinen grünen ſchönen Wäldern von Palmen, gleich einem ſtillen friedlichen Paradies zu ſehen — — größere und ſchönere Contraſte laſſen ſich gar nicht denken!

Schöne Wohnſitze, die Landhäuſer vermögender Bewohner von Matanzas, liegen hier von Bäumen und Blumen umgeben.

Wir ſahen die Sonne unter- und den Mond aufgehen in ruhiger Herrlichkeit. Ich konnte blos ſagen: — „Gütiger Gott, wie ſchön ſind deine Werke!"

O, ich möchte auf dieſe Höhe von Combre einen lebensmüden und verbitterten Menſchen ſetzen, der in die dunkelſten Abgründe des Lebens hinabgeblickt hat; ich möchte ihn hier ſehen, athmen und wieder Muth und Hoffnung aus dieſen ſprechenden Symbolen des Reichthums und der Herrlichkeit des Allgütigen ſchöpfen laſſen. Ich möchte ihn hierher ſetzen und zu ihm ſagen: — „Siehe, dies Alles iſt dein — wird dein eines Tages, wenn deine Wanderung durch die Wüſte beendigt iſt und du den Sieg gewonnen haſt!"

Wir fuhren im hellſten Mondſchein zurück, auf dem ganzen Weg mit offener Ausſicht auf das Meer, das uns nun zur Linken lag. Aber Mrs. Baley und ich waren in eine Unterhaltung über ganz andere Gegenſtände als die Schönheiten der Natur gerathen. Ich ſchenkte deshalb den letztern nur halbe Aufmerkſamkeit und habe nun darüber einige Gewiſſensbiſſe.

10. April.

Ach, wie habe ich mich gefreut, einen Brief von dir zu empfangen und daraus zu erfahren, wie es daheim ſteht! Der Brief war zwar ſchon ziemlich alt, denn er war bereits im Monat Januar geſchrieben, aber er ſchmeckte mir armer Weſtindienfahrerin ganz friſch und delicat. Und nichts darin erfreute mich mehr, als daß du ſchon

den 1. Juni mit Quidings nach Marſtrand reiſeſt. Ueberlegende, verſtändige Leute, Schwager und Schweſter! Und du kannſt ſpäter deine Bäder in Årſta fortſetzen.

Im Juli komme ich wol noch nicht heim, vielleicht noch nicht einmal im Auguſt. Ich habe in den Vereinigten Staaten noch ſoviel zu ſehen und zu durchdenken. Aber wenn die kühlen Tage kommen, dann, meine Agathe, werde auch ich kommen und bei dir und der Mama bleiben. Und was ich an Licht und Wärme und an allem Guten, im Großen wie im Kleinen, auf meinen Wanderungen eingeſammelt habe, das werde ich nicht für mich allein behalten — darauf kannſt du dich verlaſſen!

Vieles habe ich auf Cuba ſowol mit dem Geiſt als mit dem Körper genoſſen und Vieles genieße ich noch. Ich bin dick und verjüngt daſelbſt geworden (Nb. im Verhältniß zu Dem, was ich in den Vereinigten Staaten war, wo ich mager und alt geworden war) und ich würde mich noch mehr verbeſſert haben, wenn ich hätte mehr ruhen können. Aber mein bildender Sinn iſt hier ſo belebt oder vielmehr ſo aufgeregt worden, daß er mir keine Ruhe läßt, ſondern mich faſt in einem fortwährenden Fieber erhält. Unaufhörlich erſcheinen neue Gegenſtände und Bildungen, mahnen mich zur Nachbildung oder zur Zuſammenſetzung und treiben mich an, mehr zu unternehmen, als ich in Rückſicht auf meine Zeit und meine Fähigkeit vollenden kann. Es iſt faſt lächerlich und zuweilen ein wenig bedauernswerth, denn ich habe weder Raſt noch Ruhe. Aber die Arbeit vergnügt mich mehr, als ſie mich jemals vergnügt hat, und ich zeichne Porträts beſſer als früher. Allein das Beſte, was ich mache, laſſe ich in den Wohnungen zurück, in denen ich mich hier aufgehalten habe. Ja, dieſe lieben ſchönen Wohnungen! Sie ſind mir günſtig geweſen auf Cuba wie in den Vereinigten Staaten, offen und gaſtfrei, ſie haben mir Ruhe und Freunde gewährt, haben mir ſoviel

gezeigt und erklärt von dem innern Leben und Zuſtande der Geſellſchaft und haben mich Menſchen ſehen laſſen, die in meinem Herzen ſtets mit der Erinnerung an Cubas liebliche Winde und ſchöne Palmen verbunden bleiben werden. Unter dieſen Letztern iſt auch Mrs. Phinney, eins der beſten Herzen auf Erden, eins jener ſanften mütterlichen Weſen, die man innig lieben und achten muß. Es koſtete mir viel, ſie und ihre freundlichen Töchter zu verlaſſen, die mich bis auf den letzten Augenblick mit Gaben und Geſchenken überhäuft haben.

Mit den beiden jungen Gatten hier lebe ich wie mit jüngern Geſchwiſtern und befinde mich gar zu wohl bei ihnen in ihrem ſchönen Hauſe und in Matanzas lieblicher Luft. Ich habe mein geliebtes Yumorithal wieder beſucht und zeichne jetzt den Eingang zu demſelben von dem Azoteon des Hauſes, der eine ſchöne Ausſicht nach dieſer Seite bietet. Ich hatte mir auch vorgenommen, ein cubaniſches Haus abzuzeichnen und wählte dazu eine reizende Wohnung am „la Plaza de Armas“, ſetzte mich des Morgens ganz früh mit Zeichnenſtift und Buch auf eine Bank unter den Pappeln und dachte ſo ganz unbemerkt die „Casa Donna Fabiana Hernandez“ in mein Album einzutragen. Am erſten Morgen ging Alles ganz gut. Nur ein Neger guckte aus der Hausthür und ſah mich mit mistrauiſchen Blicken an. Aber am nächſten Morgen guckten mehre Köpfe aus dem Hauſe und ein Haufen Knaben trat um mich herum und guckte in mein Album. Am dritten Morgen war im Innern des Hauſes ſichtbare Unruhe, erwachſene Männer kamen heraus, umſtanden mich und legten mir Spaniſch, jedoch nicht unfreundlich, Fragen vor, die ich nicht anders beantworten konnte, als daß ich auf meine Zeichnung wies und ſagte: — „Hermosa casa en Matanzas!“ — Sie lächelten, wollten aber meine Arbeit ſehen, und ich konnte nun nicht länger in Ruhe bleiben. Ich verließ deshalb den Platz, nachdem ich das Haus ſo weit gezeichnet hatte,

um die Malerei in meiner Wohnung vollends ausführen zu können. Ein schönes cubanisches Haus mit seinen Frescomalereien, schönen eisernen Gittern, Pilastern und Verzierungen ist ein wahres Kleinod von Zierlichkeit und Schönheit. Das Thor des Hauses ist verhältnißmäßig zu groß; in dem Thorweg steht fortwährend eine prächtige Volante, die man als die Füße der Familie des Hauses betrachten kann, denn die Familienglieder des Hauses bewegen sich selten aus dem Hause, ohne von der Volante getragen zu werden. Das Thor ist auch stets verschlossen, außer wenn es für die Volante geöffnet wird. Eine kleine Thür im Thore dient dazu, die Fußgänger aus- und einzulassen.

Nachmittags fahre ich mit Mrs. Baley aus, theils um in den Läden einzukaufen, theils hinaus auf die schönen Promenaden „paséo de tacon" oder „la playa". Diese letztere — längs des Meeresstrandes, wo wir die frische, liebliche Seeluft trinken, während die Wellen murmelnd an das Ufer schlagen — gewährt mir einen unbeschreiblichen Genuß. Wir kommen zuweilen erst spät nach Hause und dann ist es ein prächtiger Anblick, die Lichter von Matanzas im Schatten der Berge längs des Wassers in der dunkeln, aber klaren Luft schimmern zu sehen.

Unsere Einkäufe in den Läden finden dermaßen statt, daß, wenn unsere Volante vor einem Laden hält, sogleich ein oder zwei junge Ladeninhaber an den Wagen eilen und nach unsern Befehlen fragen. Wir sagen, was wir wünschen, und das Gewünschte wird uns sogleich gebracht; wir können uns auswählen, was wir wollen, und machen unsere Einkäufe, ohne die Volante verlassen zu haben. Aber wir mögen Etwas kaufen oder nicht, das Benehmen der jungen Ladeninhaber ist gleich artig, gleich zuvorkommend und gleich angenehm. Ja, man glaubt eher junge Pagen aus der Ritterzeit zu sehen als einfache Ladeninhaber, so artig und einnehmend zeigen

ſich dieſe jungen Creolen gegen die kaufenden „señoras“ oder „señoritas“, wie ſie dieſelben in ſchmeichelndem melodiſchen Ton nennen. Viele von dieſen jungen Kaufleuten gehören auch guten Familien auf der Inſel an. Denn die Creolen haben wenig Ausſicht zu einem andern Fortkommen als durch Handel oder Ackerbau. Aemter oder militäriſche Chargen werden blos Spaniern gegeben.

Bei dieſen Ausfahrten grüßt meine junge Wirthin die Vorüberfahrenden oder die Leute in den Häuſern durch eine graziöſe Handbewegung mit dem Ausruf: — „Adios!“ — während wir vorüberfahren. So iſt es hier gebräuchlich. Das Grüßen mittels einer anmuthigen freundlichen Handbewegung — die hier verſchiedene Grade von Ausdruck oder Innigkeit hat — iſt hier allgemein für Herren wie für Damen Sitte und ſcheint mir eine ebenſo paſſende als graziöſe Weiſe der Begrüßung, gegen welche die in unſern Ländern unter den Herren übliche Sitte, durch Abnehmen des Hutes zu grüßen, ſehr beſchwerlich und unnöthig erſcheint. Der artige Spanier fügt ſeinem Gruß an ein Frauenzimmer noch die Worte: — „Ich küſſe Ihre Hände!“ — oder „A los pedes señora!“ — hinzu, die zwar nichts bedeuten, aber ſchön klingen. Die Spanier ſind ganz gewiß die artigſten unter allen Männern; aber man behauptet, daß ſie auch die flüchtigſten wären.

Geſtern Nachmittag ſah ich ſpaniſche Soldaten exerciren. Die Soldaten manövrirten vortrefflich, waren aber ſehr kleine Leute. Ihr Benehmen und ihre Disciplin auf der Inſel wird als ſehr gut gerühmt.

Kommt der Abend, ſo kommt die Muſik theils in, theils außer dem Hauſe, und das Wehen des Meerwindes auf der Piazza. Mrs. Baley ſpielt die lebendigen ſpaniſchen und cubaniſchen Tänze ausgezeichnet gut; gegenwärtig ſpielt ſie auch ſchwediſche Polsken, die ſie von mir gelernt hat, und ich ſpiele ihre Tänze. Zuweilen

kommen auch einige Beſuche, theils Europäer, die auf der Inſel wohnen, theils Spanierinnen, die beſtändig mit ihren Fächern manövriren und raſſeln; denn die Pracht und die Schwere des Fächers iſt ein Schmuck bei den Spanierinnen. Ich habe Fächer geſehen, von denen das Stück fünfundzwanzig bis hundert Dollars koſtet. Die koſtbarſten ſind von Elfenbein mit Gold eingefaßt und haben vielerlei Zierathen, zu welchen auch kleine ovale Spiegel auf den äußern Seiten gehören. Das Manövriren mit dem Fächer iſt hier eine ganze Wiſſenſchaft, in welche die Spanierin oder die ſpaniſche Creolin eine ganze Zeichenſprache legt, mittels deren ſie ſich mit dem Freund ihres Herzens unterhält, wann und wie ſie will.

In den Empfangszimmern auf Cuba ſtehen zwei Reihen Schaukelſtühle theils von ſpaniſcher, theils von amerikaniſcher Façon — die ſpaniſchen ſind weit prächtiger, aber auch ſchwerer — vom Fenſter nach dem Zimmer zu. Hier ſitzt man und unterhält ſich ſchaukelnd und ſich fächelnd, während der Wind durch die Fenſter ins Zimmer ſpielt. Man trinkt Thee und ißt Eingemachtes.

Die ſpaniſchen Creolinnen haben ſchöne, ſanfte, braune Augen, ſollen einen ſehr guten natürlichen Verſtand haben, auch viel Witz, aber dabei ſehr unwiſſend ſein. Im Hauſe beſchäftigen ſie ſich vorzugsweiſe mit Nähen, mit ihrem Anzug und mit dem Empfangen und Erwidern von Beſuchen.

Noch einen Ausflug will ich mit meinen freundlichen Wirthsleuten machen, nämlich eine Fahrt auf den Canimafluß, einen der ſchönſten der ſchönſten Flüſſe Cubas, der nicht weit von hier iſt. Dann — — ſage ich Matanzas Lebewohl.

13. April, Abends.

Geſtern früh vor dem Aufgang der Sonne machten wir uns auf den Weg, Mrs. Baley, ihr Bruder Philipp und ich, und eben als die Sonne in voller Pracht aus dem

Meer emporſtieg, fuhren wir von dem Ufer bei Matanzas ab. Ein ältlicher, wetterzerſchlagener Seemann, ein ſpaniſcher Creole, und ſeine beiden jungen Söhne waren unſere Ruderer. Das Meer war ganz ruhig oder bewegte ſich blos in langen, glatten Wellen ohne Schaum. Das mußte aber auch ſo ſein, wenn wir ohne Gefahr in den Canimafluß gelangen ſollten, denn bei rauherm Wetter brechen ſich die Wellen heftig bei dem Ausfluß deſſelben in das Meer. Cuba hat eine Menge Flüſſe, die von den Bergen herabkommen, aber keine großen oder auf weitere Entfernungen ſchiffbaren Flüſſe.

Nach etwa halbſtündigem Rudern auf dem Meere erreichten wir den Canima, einen kleinen hellen Fluß, der ſich zwiſchen hohen ſteilen Bergwänden hinzieht und mit tropiſchen Pflanzen bedeckt iſt. Auf den Anhöhen wehten Fächerpalmen in maleriſchen Gruppen und an den abſchüſſigen Wänden der Felſen hingen an unzähligen Arten von Bäumen und Büſchen prächtige Luftgewächſe mit rothen, gelben, weißen oder purpurfarbigen Blüten, um welche kleine grüne Kolibris ſchwebten. Am Ufer des Fluſſes ſtanden Bäume und Bambusbüſche, die ſich mit Bewegungen von ſo fehlerloſer Anmuth auf den Fluß herniederbeugten, daß ſie mich entzückten und faſt wehmüthig ſtimmten. Die Schatten der Anhöhen lagen auf dem Fluſſe, der ganz ruhig in ſeiner tropiſchen Welt wie ein ſchönes Myſterium vor uns erglänzte. So fuhren wir den Fluß hinauf, Stunde auf Stunde, und jede neue Wendung enthüllte uns neue Schönheiten, aber immer von derſelben Art, Palmen, Bambus, Luftpflanzen, Kolibris. Ein ſchöner weißer Vogel mit langem Hals und mit einer Geſtalt wie ein kleiner Schwan flog fortwährend in einer kleinen Entfernung vor uns her, ſetzte ſich zuweilen am Ufer nieder, um auszuruhen, flog aber wieder auf, ſobald wir ihm wieder nahe kamen, und zeigte uns von neuem den Weg. Man nennt dieſen Vogel „Gazza“.

Aber die Sonne ſtieg höher und in der Tiefe zwiſchen den Bergwänden war kein Luftzug. Es wurde drückend heiß. Die Knaben, die uns ruderten, füllten Waſſer aus ihren thönernen Krügen in ſich und tranken, ohne zu ſchlucken, indem ſie die Köpfe zurückbogen und die Mäuler vor dem Waſſerſtrahl öffneten, der durch das an dem Krug angebrachte Röhrchen mehre Secunden lang hernieder rann. Darauf riefen oder puſteten ſie: — „Ave Maria!“ — lachten und ruderten wieder.

Wir landeten in einer kleinen Bucht des Fluſſes und verzehrten unſer Frühſtück unter einigen ſchönen Bambusbäumen, während Kolibris über rothen Blüten um uns ſchwebten.

Ich ging ein Stück Wegs das Ufer entlang; der Fluß war hier ſehr ſchmal. Am jenſeitigen Ufer zeigten ſich einige verfallene hölzerne Häuſer. Die reizendſten Gruppen von Palmen und Bananenbäumen ſtanden hier an den Krümmungen des Fluſſes. Alles ſah üppig und paradieſiſch wild aus. Krabben und eine Art von Krebſen, die man wegen ihrer einzigen großen Schere in Amerika „fiddlers“ nennt, wimmelten am Ufer herum, als ob ſie uns auf unſerer ganzen Reiſe längs der Ufer begleitet hätten.

Trotz aller Schönheit der Pflanzenwelt fühlte ich, daß man, um in dieſer eingeſchloſſenen Welt glücklich zu leben, eine Krabbe oder ein Kolibri ſein muß. Ich wäre hier vor Mangel an freier Luft umgekommen.

Auf dem Rückwege wurden wir von einem Gewitter der wildeſten Art überraſcht. Trotz unſers gewölbten Daches von Wachstuch über unſerm Boot wurden wir tüchtig naß, was mich um der Mrs. Baley willen beunruhigte, die ſich an dieſem Tage nicht wohl befand und überhaupt nicht ſehr ſtark iſt. Wir waren froh, nach einer Fahrt von zehn Stunden wieder nach Hauſe zu kommen. Unſere Ruderer waren damit fortgefahren, Waſſer in ſich hineinzufüllen, „Ave Maria“ zu ſeufzen

und während der ganzen Fahrt bei guten Kräften und bei guter Laune zu sein. Ich mußte ihre Ausdauer bewundern.

Wir waren sehr müde, aber wir hatten doch den Canima gesehen und ich hatte einen Eindruck von der tropischen Scenerie desselben neben der Scenerie bei den Flußfahrten auf dem Hudson, Savannah, Mississippi, Ohio und mehren andern Flüssen des Westlandes.

Und nun ist es Abend, mein letzter Abend in Matanzas. Morgen will ich nach Havanna reisen. Ich habe den Abend allein mit den schönen jungen Gatten zugebracht, zum letzten mal Mrs. Baley „la Hauta Aragonesa“ spielen, zum letzten mal „Adeste fideles“ von Mr. Baley auf der Orgel vortragen hören. Ich bat sie um diese Stücke, ich wollte dieselben als die letzte Erinnerung an die Tage mitnehmen, die ich in ihrer Wohnung verlebt habe. Morgen ganz früh trenne ich mich von diesen liebenswürdigen freundlichen Menschen, von Matanzas und seiner schönen Umgend. Es kommt mir sehr sauer an, aber es kann nichts helfen. Nie werde ich solche Luft, solche Winde fühlen, nie wieder einen solchen Strom von schöner Musik hören, nie wieder Yumori, Canima und Combre sehen!

Sechsunddreißigster Brief.

Havanna, 15. April 1851.

Guten Morgen, mein liebes Herz, wieder in Havanna, wo ich ganz vortrefflich in Mr. Woolcott's Hôtel „Havanna House“ wohne, in welchem gegenwärtig etwas billiger zu leben ist, da sich die Flut von Reisenden nun verlaufen hat und darum kein Mangel an Zimmern stattfindet. Ich habe mein voriges kleines Zimmer mit dem Ausgang auf das Dach wieder, und auch die brave wohlgelaunte Mrs. Mary, die für mich sorgt, und noch eine schwarze Rosetta mit prächtigen Augen, die mich bedient. Die guten Tolmès haben mir in ihrem Hause Zimmer angeboten; aber ihre Wohnung ist voll von Kindern und von Gästen. Ich will ihre Gastfreiheit nicht misbrauchen und außerdem befinde ich mich unendlich wohl in meiner Freiheit und Einsamkeit.

Es ist Grüner Donnerstag, ein großer Festtag in der katholischen Kirche, und ich habe heute Morgen ein paar Kirchen in der Stadt besucht. Es war darin große Parade. Damen wie zum Ball angekleidet, auf prächtigen Teppichen knieend, in seidenen Kleidern und seidenen Schuhen, mit Juwelen, goldenem Schmuck und Blumen, mit entblößten Hälsen und Armen. Ueberall diese durchsichtigen

ſchwarzen Mantillen und ringsum dieſe flimmernden bewegten Fächer. Auch ganz junge Mädchen ſind ſo angeputzt. Draußen ſtehen beſchauende und lorgnettirende Herren. Der Anblick dieſer geſchmückten, blos halbverſchleierten Frauen von allen Farben — auch Mulattinnen von großer Schönheit und mit prächtigen Geſtalten befanden ſich unter ihnen — in dem Mittelgang der Kirche ſcharenweiſe auf den Knien liegend, nach dem Hochaltar gewendet, iſt wirklich ſchön, beſonders da die Augen und Büſten der Spanierinnen von ausgezeichneter Schönheit ſind. Allein der Mangel an Ernſt in Allem, außer in der Gefallſucht und Eitelkeit, iſt ſtörend, beſonders an einem Tage, wie an dieſem — — — am Tage des Abendmahls, dieſem Tage der ſtillen prunkloſen feierlichen Einweihung zu dem höchſten und heiligſten Leben der Menſchheit. Ich erinnere mich eines Grünen Donnerſtags in der St.-Jakobskirche zu Stockholm, in welcher gerade die ſogenannte Privatcommunion ſtattfand. Da kamen Familien, Väter, Mütter und Kinder, um zuſammen aus dem Kelch zu trinken. Ich erinnere mich noch immer dieſer innigen ſchweigenden Andacht in der menſchenerfüllten Kirche!

Es iſt unter den Fremden aus allen Nationen, die auf Cuba wohnen, nur Eine Stimme über den vollſtändigen Mangel an religiöſem Leben auf der Inſel. Die Prieſter leben in offenbarem Widerſpruch mit ihren Gelübden, genießen keine Achtung und verdienen auch in der Mehrzahl keine Achtung. Das ſittliche Leben ſteht hier nicht höher als das religiöſe.

— „Es gibt genug Liebe und Leidenſchaft auf Cuba" — ſagte mir ein denkender junger Mann, der daſelbſt wohnhaft iſt — „aber mehr auf dem Wege des Laſters als der Tugend." — Der Mammon wird blind angebetet. Aeußerſt ſelten wird eine Ehe geſchloſſen, bei welcher er nicht vor allem zu Rathe gezogen worden iſt. Frauenzimmer, die ſich nicht verheirathen, bleiben ſehr ſelten

tadellos in ihrer Lebensweiſe. Eine von meinen ältern Freundinnen in Havanna kannte daſelbſt blos eine einzige tugendhafte unverheirathete alte Dame. Unter den Männern dürfte man aber keinen einzigen finden.

Der Menſch kommt auf dieſe ſchöne Inſel wie ein Paraſit, der blos das Leben dieſer Natur ausſaugen und auf deren Koſten leben will. Die Natur rächt ſich, ſie umſchlingt den Menſchen mit hundert Armen, zieht ihn zu ſich herab, erdrückt ſein höheres Leben und macht ihn an ihrem Buſen zur Leiche.

Am Abend.

Ich habe wieder drei bis vier Kirchen in der Stadt beſucht. Sie ſind heute Abend prächtig illuminirt auf den Emporen und rings um die Altargemälde. Sie waren Abends weniger voll, als bei der Meſſe am Morgen; es waren auch weniger angeputzte Leute darin. Mehre derſelben ſchienen mit Andacht zu knien und zu beten. In der Domkirche ſaßen auf jeder Seite der Kirche zwei ſtattliche ſpaniſche Damen, ganz mit Juwelen bedeckt. Vor jeder derſelben ſtand ein Tiſch, auf welchem Geſchenke für die Kirche eingeſammelt wurden. Ein einziges Stück von ihrem prächtigen Schmuck hätte alle Gaben, welche dieſe armen Leute in den Opferſtock legten, reichlich aufgewogen. Ungehindert ging ich aus und ein und miſchte mich unter die Volkshaufen in den Kirchen oder auf den Straßen. Alles ging ſtill und friedlich zu. Es ſah aus, als ob das Volk ſich blos vergnügen wollte. Von dieſer Stunde an bis zum Morgen des Oſtertages herrſcht tiefe Stille in Havanna. Keine Volante darf ſich auf den Straßen zeigen. Aber morgen werden die Straßen von einer großen Proceſſion durchzogen.

Am Oſtertage.

Ich beſah mir die große Proceſſion vorgeſtern Vormittags von der Piazza bei einigen amerikaniſchen Bekannten am „la Plaza de Armas“. Frauenzimmer in Ballanzügen, weiße, gelbbraune und ſchwarze, mit ihren Cavalieren erfüllten den Platz, ſchon zeitig am Nachmittag luſtwandelnd, ſchwatzend und lachend. Beſonders zeichneten ſich die Mulattinnen durch ihren prächtigen Putz, ihre glänzenden Blumen und den Schmuck in ihrem Haar und um ihren Hals aus und ſchwenkten ſich mit ſtolzen pfauähnlichen Bewegungen herum. Man ſah, daß das Volk ein großes Schauſpiel erwartete. Und das kam auch in der Dämmerung mit Lichtern und Fackelglanz.

Das Bild des todten Chriſtus wurde herumgetragen, auf einem Paradebett unter einer ungeheuern Lichtkrone liegend, die das bleiche edelgeformte Antlitz von Wachs erleuchtete. Hinter ihm her trug man die weinende Maria in einem goldgeſäumten Sammetmantel und mit der goldenen Krone auf dem Kopfe; die andere Maria und Maria Magdalena trugen ebenfalls prunkende Gewänder. Die Proceſſion war ſehr groß und nicht ohne Pomp und Würde. Unter den Theilnehmern an derſelben bemerkte ich eine Menge Neger mit großen weißen Schärpen ſchief über Bruſt und Schultern. Man ſagte mir, daß ſie einer Art von Freimaurerorden angehörten, der ſich der Kirche durch Ausübung von Werken der Barmherzigkeit, durch Krankenpflege in den Hospitälern u. ſ. w. anſchließt.

Tauſende von Menſchen drängten ſich auf dem Markt und auf den Straßen, die Schwarzen namentlich in alle Farben des Regenbogens gekleidet. Es war ein prächtiges Schauſpiel, aber man kann ſich keine weniger paſſende Gelegenheit zu demſelben denken. Kein Hauch von Ernſt ſchien dieſe ganze Volksmenge zu bewegen. Man ſah es

deutlich an dieſer Proceſſion: — „Die Religion auf Cuba iſt todt!“

Indeſſen war geſtern Faſttag und tiefe Stille in dem heitern Havanna. Heute Morgen wurde das Bild des auferſtandenen Chriſtus in einer großen Proceſſion aus der Domkirche in die Kirche St.-Catalina gebracht. Von St.-Catalina zog dagegen eine andere Proceſſion aus, welche die Maria Magdalena, wie dieſelbe weinend den Heiland ſucht, mit ſich trug. Als die Proceſſionen aufeinander ſtießen und Maria Magdalena den Heiland erblickte, wurde ein Kanonenſchuß gelöſt. Sogleich begannen alle Glocken zu läuten, die Flaggen im Hafen und auf den Thürmen wurden aufgezogen, Fanfaren ertönten. Das Faſten war vorüber; die Volanten raſſelten durch die Straßen, Neger liefen ſchreiend und lachend herum. Es war ein allgemeiner gedankenloſer Jubel.

Während dieſes Jubels ging ich aus und nahm meinen Weg nach meiner lieben „Cortina de Valdez“. Es war der ſchönſte Morgen, den man ſich denken kann. Das durchſichtige blaue Meer, vom Wind bewegt, warf ſeinen Silberſchaum in hohen Brandungen an den Fuß von dem Felſen des Morro und die Flaggen im Hafen flatterten fröhlich in der Morgenluft. Die Atmoſphäre war erfüllt von neugeborenem Leben. Weiße Tauben flogen zu dem weißen Marmorbaſſin hernieder und tranken aus deſſen friſchem perlenden Springbrunnen; kleine grüne Eidechſen liefen auf der Mauer herum. Ich blickte auf ſie, auf alle Weſen, auf die ganze Welt mit Liebe und mit Freude. Und während ich ſo dahinſchritt, bewegten ſich in mir folgende Worte:

„Sie geht allein,
Sie iſt in fremdem Land;
Weit entfernt von Verwandten und Freunden.
Sie geht allein,
Allein unter fremdem Volk.

Sie kennt Niemand,
Niemand kennt sie,
Man blickt sie an
Mit kalten gleichgültigen Blicken.
Aber ihr Herz
Ist voll von Freude,
Von überquellender Seligkeit;
Ihr Auge erglänzt
Von schimmernden Freudenthränen.

Sie hat einen Freund;
Und der war todt,
Ist wieder erstanden,
Und das ist sein Auferstehungstag,
Des Ostertags Morgen!
Und der wehende Wind,
Und die steigende Sonne,
Die klingenden Glocken,
Die fliegenden Fahnen,
Geöffnete Blumen,
Trompeten und Trommeln,
Das große Weltmeer,
Die zwitschernde Oedla*),
Die Taube, die an der Quelle trinkt,
Sie reden von ihm,
Sie tragen seinen Namen,
Den Namen des Geliebten,
Und Er trägt die Welt!"

---

20. April.

Dein Geburtstag! Segen über diesen Tag, der mir meine liebe Freundin schenkte! — Ich kann dir heute keine Blumen geben, aber ich will mich im Geiste zu dir setzen und dir die Geschichte dieses Tages erzählen, der bunt, aber ergötzlich für mich gewesen ist und auch dich ergötzen wird.

---

*) Eidechse.

Zwei amerikaniſche Herren — von jenem ritterlichen Geſchlecht, das, wie ich hoffe, unſer Herr mit dem beſten Lohn der Männer ſegnen wird, mit einer guten und ſchönen Gattin — hatten ſich, als ich auf der Eiſenbahn von Matanzas nach Havanna reiſte, unaufgefodert meiner angenommen und mich und mein Gepäck wohlbehalten nach Havanna house gebracht. Einer von ihnen, der ſich lange auf Cuba, in Texas und in Mexico aufgehalten und dadurch einen Anſtrich von ſpaniſcher Anmuth in Sprache und Benehmen erhalten hatte, iſt mir ſeitdem ein angenehmer und intereſſanter Geſellſchafter, dem ich ein lebendes Gemälde von der Natur, der Bevölkerung und der Sitten dieſer ſüdlichen Länder zu danken habe. Der Andere, ein Kaufmann aus Neuyork, Mr. Faile, ernſt und einfach in ſeinem Weſen, iſt einer von den Männern, in deren Geſellſchaft ich mich wohl fühle und mit denen ich in ein geſchwiſterliches Verhältniß zu treten pflege.

Mit echter amerikaniſcher Einfachheit und ſo freundlich und ruhig, als ob er mein Bruder wäre, hat mich dieſer Herr auf mehren kleinen Ausflügen begleitet und für mich geſorgt. So fuhren wir vorgeſtern zuſammen in den ſchönen Hafen und hinüber zu der Anhöhe „Casa bianca“, die von wilden candelaberähnlichen Aloepflanzen bedeckt iſt, und ſahen von da aus einen herrlichen Sonnenuntergang, und fuhren dann im Boot in dem dunkeln ſchönen Schatten, den die Anhöhe auf das Waſſer warf, und ſahen das Waſſer in goldenen und ſilbernen Tropfen von den Rudern fallen. Es war eine ſchöne Fahrt, die lediglich durch die Geſellſchaft eines deutſchen Herrn einen kleinen Schatten empfing, der bedeutend viel von der Prahlerei beſaß, die man zuweilen bei europäiſchen Herren, ſelten aber bei Amerikanern findet. Sein aufgeblaſenes Weſen ſtand hier in ſtarkem Contraſt zu dem einfachen und eben durch ſeine Einfachheit weit überlegenen Amerikaner.

Eigentlich wollte ich dir erzählen, wie ich mit den beiden ritterlichen amerikaniſchen Herren es angefangen habe, gemeinſchaftlich die „Cabildos de Negroes“, d. i. Verſammlungsſäle der freien Neger in der Stadt, zu beſuchen. Allein dahin zu gehen, war für mich unmöglich, da ich die ſpaniſche Sprache nicht kenne. Die beiden Herren erboten ſich daher, mich zu escortiren, und Mr. C**, der Spaniſch ſpricht wie ein Spanier, ſollte einen Verſuch machen, uns daſelbſt Zutritt zu verſchaffen, obgleich die freien Neger in der Regel den Weißen keinen Zutritt zu ihren Geſellſchaften verſtatten und hier keineswegs ſo duldſam und unterwürfig wie in den Vereinigten Staaten ſind.

Da dieſe Zuſammenkünfte eigentlich Sonntags Nachmittags oder Abends ſtattfinden, ſo begaben wir uns heute Nachmittag in die Straße, in welcher ſich die Cabildos der Neger befinden. Dieſelben nehmen eine ganze Straße an einem Thore der Stadt ein. Dieſe Straße beſteht auf einer Seite aus einer Feſtungsmauer, auf der andern Seite aus einer Mauer, hinter welcher ſich die Säle der Neger befinden. Die ganze Straße wimmelte von Negern, theils mit Bändern und Schellen herausgeputzt, theils tanzend oder auf und nieder hüpfend. Es war eine wilde, aber keine gewaltſame Regelloſigkeit, und durch dieſelbe hindurch tönte aus mehren Richtungen der muntere rhythmiſche Takt der afrikaniſchen Trommeln. An den Thüren der Mauer, welche zu den verſchiedenen Sälen führten, ſtanden Haufen von weißen Männern, die meiſten darunter augenſcheinlich Seeleute, welche hinein zu gucken ſuchten, da ſie nicht hineingehen durften. Aber ein paar Neger mit Stöcken in den Händen ſtanden vor der Thür, ſperrten mit gutmüthigem Ernſt den Zutritt und ließen die Thür blos halb offen ſtehen. Bei dem Cabildo der Luccomees gelang es Mr. C** mit einiger Mühe, den Kopf durch die Thür hinein zu ſtecken und um Erlaubniß zu bitten für „la señora“,

hineintreten zu dürfen. Einige Negerköpfe guckten heraus und als ſie meinen weißen Hut und meinen Schleier, ſowie die Blumen erblickten, mit denen ich mich hier mehr als in Schweden zu ſchmücken pflege, machten ſie freundliche Geſichter und erlaubten den Eintritt „por la señora la bonita“. Die Herren, die mich begleiteten, erhielten ebenfalls Erlaubniß, einzutreten; allein für verſchiedene Andere, die uns folgen wollten, wurde der Zugang ſogleich geſperrt.

Man reichte uns Stühle zum Niederſetzen, nicht weit entfernt von der Thür; man ſtellte uns der Königin nnd dem König in der Verſammlung vor, die uns Beide ein freundliches Geſicht zeigten, und ließ uns dann in Ruhe, damit wir uns umſehen konnten.

Der Saal war ziemlich groß und konnte ungefähr hundert Perſonen enthalten. An der uns gerade gegenüber liegenden Wand hatte man einen Thron mit einer Krone und einem Thronhimmel darüber gemalt. Dort waren die Sitze für den König und die Königin der Geſellſchaft. Der eigentliche Tanz wurde vor dieſen Sitzen gehalten. Ein Weib tanzte allein unter einem Baldachin, der von vier Perſonen in die Höhe gehalten wurde. Man mußte großes Wohlgefallen an ihrem Tanz gefunden haben (obgleich er ſich von dem Tanz der Negerdamen, den ich ſchon früher beſchrieben habe, nicht ſehr unterſchied), denn ſie war mit mehren Tüchern behangen und man hatte ihr auch einen Männerhut auf den Kopf geſetzt. Frauen tanzten hier miteinander und Männer ebenfalls; einige ſchlugen mit Stöcken auf die Bänke und an die Thüren, andere raſſelten mit Gourds, welche mit Steinen gefüllt waren, und die Trommeln donnerten mit betäubender Kraft. Man ſuchte augenſcheinlich ſoviel Lärm als möglich hervorzubringen. Mitten darunter trat plötzlich eine Figur mit einer ſcharlachrothen Mütze auf dem Kopf hervor, Hals, Arme und Leib mit einer Menge blitzender Perlenſchnuren bedeckt, nackend bis zum

Gürtel, nur mit einem ſcharlachrothen Jäckchen bekleidet. Dieſe Figur, vor welcher man ſich zu beiden Seiten aufſtellte, näherte ſich mir mit Bewegungen, welche Verbeugungen glichen und bei denen ſich der ganze obere Theil ihres Körpers in ſchlangenähnlichen Wendungen bewegte. In dieſer ſchlangenartigen Bewegung blieb dieſe Figur vor mir ſtehen, von der ich nicht wußte, ob ſie mich zum Tanz auffoderte oder welche Abſicht ſie ſonſt mit ihren freundlichen Mienen und Verbeugungen, ſowie mit ihren großen ausgeſtreckten ſchwarzen Händen verband. Endlich ſprach er und einige andere Perſonen die Worte: — „Por la bonita!“ — aus und ich begriff nun, daß dieſe herausgepußte Figur ein Compliment für mich war. Ich beantwortete daſſelbe dadurch, daß ich ihr die Hand ſchüttelte und eine Silbermünze hineinlegte. Wir machten dann einander noch ſehr freundliche Geſichter und mein Tänzer nahm dann einen ſchlangenähnlichen Rückzug und begann auf ſeine eigene Hand zu tanzen, augenſcheinlich mit großem Beifall von Seiten der Umſtehenden.

Auf den Bänken ſaßen eine Menge Neger mit ernſtem und auffallend hübſchem Aeußern. Die Luccomees haben im Allgemeinen eine ſchöne ovale Geſichtsbildung, gutgeformte Stirnen und Naſen, einen wohlgebildeten Mund und die ſchönſten Zähne. Sie ſehen weniger gutmüthig und heiter aus als die übrigen Negerſtämme, aber unverkennbar haben ſie mehr Charakter und Intelligenz als dieſe. Dieſer Stamm gilt für reich, ſeitdem er einen großen Gewinnſt in der Lotterie gemacht hat, und ſoll ſeinen Gewinnſt auf eine ſehr edle Weiſe, nämlich zum Loskaufen von Sklaven ſeines Stammes verwenden.

Dieſe Cabildos werden, wie ich bereits erwähnt habe, von Königinnen, von einer oder zwei, regiert, welche eigentlich über die Vergnügungen beſtimmen und über den Ton und die Ausdehnung der Geſellſchaft herrſchen.

Sie beſitzen das Recht, einen König zu wählen, der die ökonomiſchen Angelegenheiten der Geſellſchaft beſorgt und einen Schreiber und einen Ceremonienmeiſter unter ſich hat.

Der hieſige König gab mir eine kleine gedruckte Karte, welche den Zutritt zu dem „Cabildo de Ntra Señora Santa Barbara de la nacion Lucumi Alagua“*) verſtattete.

Nachdem ich dieſe Karte erhalten und einen kleinen Beitrag zu der Kaſſe dieſer Geſellſchaft gegeben hatte, entfernten wir uns, um noch andere Cabildos zu beſuchen. Man war überall ſo artig, „la señora la bonita“ und ihren Begleitern Zutritt zu geſtatten. Ich weiß nicht, ob dieſe Artigkeit dem Charakter der Neger oder dem Einfluß der Spanier auf dieſen zuzuſchreiben iſt; ich bin jedoch geneigt, das Letztere zu glauben.

In einem „Cabildo de Gangas“ wurde ich von beiden Königinnen empfangen, zwei jungen ſchönen ſchwarzen Mädchen, mit vollkommen gutem franzöſiſchen Geſchmack und Friſche in Gewänder von hellrothem Flor gekleidet und mit ſchönen Bouquets von künſtlichen Roſen in den Haaren und an der Bruſt. Beide rauchten Cigarittos. Jede von ihnen nahm mich freundlich bei der Hand, ſie ſetzten mich zwiſchen ſich und fuhren fort, mit ſpaniſchem Ernſt zu rauchen. Eine von ihnen hatte wunderſchöne Augen ihrer Form und ihrem Glanz nach. An der uns gegenüber befindlichen Wand zeigte ſich ein großer und gut gemalter Leopard, wahrſcheinlich das Symbol dieſes Stammes. Im Saale waren auch einige katholiſche Bilder und Symbole angebracht.

Hier bewegten ſich ganze Scharen von Frauen in einer Art von Tanz gerade wie galvaniſirte Fröſche, nur

*) Der Stamm der Luccomees theilt ſich, wie die andern afrikaniſchen Stämme der Gangas, Congos u. m. a. in mehre kleinere Stämme oder Gemeinden, welche verſchiedene Namen und verſchiedene Verſammlungsſäle haben.

ſanfter; ihr Körper und alle ihre Glieder bogen und wanden ſich ohne Abſicht und Zweck; wenigſtens konnte ich einen ſolchen nicht entdecken. Es ſchien der Ausdruck eines gewiſſen thieriſchen Wohlbefindens zu ſein; es ſah aber auch aus, als ob ſie im Dunkeln Etwas ſuchten. Und dieſes arme nächtliche Volk kann auch ſuchen und noch immer ſuchen — — — ſein eigentliches Leben, ſein Leben über der Natur!

Dieſem ſind jedoch die Neger in den Staaten Nordamerikas näher gekommen. Ich dachte an die nächtliche Verſammlung in Südcarolina bei den Flammen des Feueraltars und an die melodiſchen Hymnen aus dem Lager der Neger!

In einem andern „Cabildo de Gangas“ ſah ich ebenfalls dieſen regelloſen ſchlangenartigen Tanz in Kreiſen und Reihen von Männern und Frauen durcheinander gemiſcht. In einem „Cabildo de Congos“ ſah ich den Congotanz wieder, ähnlich demjenigen, den ich in der Bohea zu St.-Amelia geſehen hatte, und einen andern Tanz, der eine Miſchung aus dem ſpaniſch-creoliſchen Tanz Yuca und dem Congotanz zu ſein ſchien. In dieſen letztern Tänzen iſt bei weitem mehr Leben als in den andern, auch weit mehr Kunſt und poetiſcher Sinn. Das an die Wand gemalte Symbol in dieſem Zimmer war eine große Sonne mit einem menſchlichen Geſicht. Auch hier fanden ſich außerdem noch einige chriſtliche Symbole und Gemälde. Allein auch der zum Chriſten gewordene Afrikaner behält Etwas von dem Aberglauben und von den Götzenbildern ſeines Vaterlandes zurück. Die Stämme der Gangas und Congos ſchienen mir von weit mehr ausgelaſſenem Temperament und von weit mehr thieriſchem Ausſehen als die Luccomees zu ſein.

Ein paar andere Cabildos, die wir ebenfalls beſuchten, boten nichts Neues von Intereſſe dar und zuletzt war ich des Lärmens, Geraſſels, Geſchreies und Gejauchzes, des Staubes und der chaotiſchen Regelloſigkeit in

dem Tanz und in den Bewegungen dieſer Verſammlung herzlich müde. Ich ſehnte mich wieder nach friſcher Luft und nach friſchem Waſſer, und in Folge meines diesfalls ausgeſprochenen Wunſches brachte mich Mr. Faile und ſeine Volante an den Hafen von Havanna.

Es war um die Zeit des Sonnenuntergangs. Wir fragten nach unſerm Freund, dem Ruderer vom vorigen Abend, Rafael Hernandez. Er war ſehr bald zur Stelle und in ſeinem prächtigen Boot „la Leonora Rosita“ ruderten wir in den Hafen hinaus. O wie ſchön, an dieſem ſtillen ſpiegelklaren Abend ſanft an den mit Palmen geſchmückten Ufern hinzurudern und ſchweigend die reine Luft zu trinken und die milden durchſichtigen Farben aller Gegenſtände zu betrachten. Der Glanz der Abendröthe ſchimmerte über Allem. Zuletzt wurden die Laternen auf dem Kai „la Alameda de Paula“ und auf den andern Plätzen am Hafen angezündet. Sie glänzten am Ufer und in dem hellen Waſſer mit einem wunderbar reinen und durchſichtigen Licht. Luft und Licht kommen mir vor, als ob ſie Ton und Klang hätten; ich höre deren Reinheit gleichſam, indem ich ſie ſehe und fühle. Gegenwärtig war mir zu Muthe, als ob ich aus dem Chaos in die Welt des Lichtes und der Harmonie gekommen wäre. Aber wahr iſt es, daß mir jeder, auch der ſchönſte Ballſaal neben dieſer Rotunde der Natur unter Cubas Himmel dunkel, ſtaubig und qualmig vorkommen würde.

Ich fragte unſern Ruderer — der außer Spaniſch auch Engliſch ſpricht — ob er mit ſeinen Lebensverhältniſſen zufrieden ſei. Er ſchüttelte mit dem Kopfe. — „Die Geſchäfte gingen ſchlecht“ — meinte er — „eines ſchönen Tages würde er ſich genöthigt ſehen, ſein Boot und die Stadt zu verlaſſen.“

— „Ihr raucht zu viel Cigarritos, Hernandez!“ — ſagte ich. — „Nur zwanzig Stück des Tages, Señora!“ — erwiderte er und zuckte mit den Achſeln.

22. April.

Guten Morgen, meine Theure! Mögest du dich so wohl befinden, wie ich mich befinde! Ich fühle mich bei meinem Leben in diesem Hôtel unendlich wohl. Ich besitze meine volle Freiheit, habe Alles gut und die liebenswürdige Mrs. Mary läßt es mir an nichts fehlen. Zeitig des Morgens gehe ich hinaus auf meine liebe Cortina, sehe die Wellen sich an den Felsen des Morro brechen, trinke Seeluft, unterhalte mich mit den Eidechsen, besuche dann einige Kirchen, sehe die Parade an und höre die Musik. Sodann gehe ich über „la Plaza de Armas" heim und zögere unterwegs ein bischen, um das Denkmal des Columbus zu betrachten, das ich hernach zu Hause in meinem Zeichnenbuch abzeichne. Aber ich muß mit meiner Betrachtung desselben sehr vorsichtig sein, denn das Militär auf dem Platze fängt schon an, mich zu beobachten. Man fürchtet am Ende gar, daß ich eine „Invasion" beabsichtige.

Des Abends spät wandere ich auf das Azoteon zwischen die Urnen und sehe den Mond und das Morrolicht (so nennt man das große Feuer auf dem Fort Morro) miteinander wetteifern, die Stadt und das Meer zu beleuchten. Ich sehe das südliche Kreuz mit stiller Majestät sich am Horizont erheben. Dem Nordstern widme ich stets einen Blick der Liebe, wenn er nach dem weiten großen Meer hinaus zeigt, dessen Brausen vom Fort Morro her zu mir dringt, während vom „la Plaza de Armas" her heitere Militärmusik ertönt. Später in der Nacht wird dieses harmonische Luft- und Tonleben durch die „Serenos", d. i. durch die Feuerwächter in Havanna unterbrochen, welche auf eine Weise singen, die — sehr betrübend sein würde, wenn sie nicht im höchsten Grade lächerlich wäre. Ich habe noch nie eine solche Aufeinanderfolge von falschen, radebrechenden tonlosen Tönen gehört. Ueber diesen Gesang kann ich mich nicht ärgern, ich muß darüber lachen.

Zur Familie Tolmè gehe ich gewöhnlich Vormittags eine Stunde, um Mrs. Tolmè's Porträt zu malen, das ich zur Erinnerung an eine der beſten, der mütterlichſten Frauen auf Erden mit mir nehmen will.

Dabei erzählt ſie mir von den Erfahrungen, welche ſie während ihres Lebens über den Charakter der Neger gemacht hat. Ihre Wahrnehmungen ſtimmen in der Hauptſache mit denen der Mrs. Phinney überein. Mrs. Tolmè ſagt wie dieſe:

— „Es iſt eine große Verſchiedenheit des Charakters und Temperaments unter den Negern, gerade ſo, wie ſie unter den Völkern der weißen Race iſt, allein die Neger ſind im Allgemeinen weit zugänglicher für die Gefühle der Zuneigung, Zärtlichkeit und Dankbarkeit als die Weißen. Es iſt ein großer Irrthum auf Seiten der Weißen, wenn ſie die Neger der Undankbarkeit beſchuldigen. Sie machen dieſelben zu Sklaven, verlangen von ihnen fortwährend Arbeit und verlangen dann, daß ſie ihnen dankbar ſein ſollen. Dankbar für was? — — — Wer wirklich ein Freund der Neger ſein will, der wird ſie dankbar und edelmüthig finden. — — Ich habe für meine Kinder weiße und ſchwarze Wärterinnen gehabt, aber nur mit den ſchwarzen bin ich ſtets vollkommen zufrieden geweſen."

Als einen rührenden Beweis von Charakterſtärke bei den Negern erzählte ſie mir die Geſchichte eines jungen Negerpaares, das einander liebte, ohne ſich heirathen zu können, weil der Herr der jungen Negerin derſelben hartnäckig die Erlaubniß zum Heirathen verweigerte. Die Liebe ging jedoch ihren Weg und die Liebenden bekamen ein Kind. Der Herr der jungen Negerin gerieth darüber in Zorn und verbot ihr, den jungen Mann zu ſehen, während er dem Letztern verbot, ſein Kind zu ſehen. Dieſer junge Neger war in Dienſten der Frau Tolmè. Er war ein vortrefflicher junger Mann, aber er hatte einen Fehler: er liebte ſtarke Getränke und pflegte ſich

darin nicht selten zu übernehmen. Dies that er nun häufiger, weil ihn der Kummer darüber, daß er seine Geliebte und seinen kleinen Jungen nicht sehen durfte, oft in eine verzweifelte Stimmung brachte. Frau Tolmè sagte zu ihm: — „Gewöhne dir die starken Getränke ab und ich will dir allwöchentlich einen Peso geben, sammle dir dieses Geld und du kannst damit nach einiger Zeit dein Kind frei kaufen."

Von dieser Zeit an wurde der junge Neger völlig nüchtern. Als Mrs. Tolmè ihm nach einer längern Prüfung Das, was sie ihm versprochen hatte, auszahlte und dazu noch ein Geschenk legte (um ihm ihre Achtung und Zufriedenheit zu zeigen, sagte sie) — ein Geschenk, welches groß genug war, sein Kind damit loszukaufen, küßte er ihre Hände unter Thränen der Freude und Dankbarkeit. Er war außer sich vor Glück, besonders da ihm die Aussicht eröffnet wurde, daß auch die Mutter des Knaben frei gekauft und mit ihm vereinigt werden könnte. Und dies war jetzt im Werke. Unterdessen hatten die beiden Gatten und das Kind heimliche Zusammenkünfte und ihre Liebe war so innig, so romantisch, wie sie nur in einem Roman zwischen dem Helden und der Heldin beschrieben werden kann.

Mrs. Tolmè bestätigte übrigens, was ich von der Güte der spanischen Sklavenbesitzer gegen ihre Hausskla-ven und von der Verpflegung der Letztern in ihrem Alter gehört habe.

Wenn sich aber die Haussklaven gewöhnlich einer guten Behandlung erfreuen, so ist dies bei den Sklaven in den Plantagen meistentheils nicht der Fall; sie werden nicht wie Menschen, sondern wie Lastthiere betrachtet und härter wie diese letztern behandelt.

Aber darüber habe ich bereits gesprochen.

Das Tolmè'sche Haus ist fortwährend voll von Liebe, Musik und Heiterkeit. Der junge Louis Tolmè ist nun

verheirathet und wird, obgleich er noch ein halbes Kind iſt, ſeinen eigenen Haushalt einrichten.

Ich habe während dieſer Zeit große Verſuchung gehabt, eine Reiſe nach Jamaica und dann nach Mexico zu unternehmen, die gar nicht ſchwierig für mich auszuführen ſein würde. Aber — — —

Außerdem würde ich in Jamaica oder in Centralamerika oder in Südamerika weſentlich nichts Anderes in Bezug auf Vegetation, Bevölkerung, Sitten, Bauart u. ſ. w. ſehen, als was ich hier auf Cuba unter dem Himmel des Wendekreiſes und unter Spaniens Herrſchaft geſehen habe. Und das Letztere war mir das Weſentliche für mein Bild von der Neuen Welt. Ich habe einen klaren Eindruck von dieſer ſüdlichen Hemiſphäre erhalten. Bücher und Kupferſtiche können mir helfen, die Verſchiedenheit der einzelnen Länder zu ſehen. Ich habe das Antlitz der Erde unter den wärmſten Strahlen der Sonne geſehen, wo dieſelben Palmen und Kaffeeſträuche hervorlocken; ich kenne die Umſtände, welche dort das tägliche Leben, die Genüſſe und die Leiden der Menſchen ausmachen; ich habe dieſe neue Seite aus dem Buche der Schöpfung und aus dem Leben der Natur verſtanden; ich bin zufrieden und dankbar; und nach einem Aufenthalt von etlichen Wochen auf Cuba — um Madame Carrera und die paradieſiſche Gegend der Kaffeeplantage öſtlich von Havanna zu ſehen — kehre ich aus dem Wendekreiſe und von den Palmen in die Vereinigten Staaten zurück. Und in einigen Monaten hoffe ich Schweden, dich und alle meine Lieben wiederzuſehen.

Glaube mir, die Tannenwälder unſerer Heimat ſind mir lieber als alle hieſigen Palmenhaine. Hier könnte ich doch nicht leben!

Siebenunddreißigſter Brief.

San Antonio de los Baños, 23. April 1851.

Mitten in einem Abenteuer im fremden Lande, mein liebes Herz! Und zwar für den Augenblick in einem Abenteuer von weniger angenehmer Art. Ich ſitze allein in einer kleinen ſpaniſchen Poſada oder Fonda (einem Wirthshaus dritten Ranges) ſo unbehaglich wie möglich und umgeben von Leuten, die mich nicht verſtehen und die ich nicht verſtehe. Ich ſitze hier in der Erwartung einer Volante von Señora Carrera, die mich auf deren Plantage, etwa fünf engliſche Meilen von hier, abholen ſoll. Allein möglicherweiſe hat ſie den Brief noch nicht erhalten, der ſie von meiner Ankunft am hieſigen Orte unterrichten ſollte; die Volante kann vielleicht einen oder zwei Tage auf ſich warten laſſen, und unterdeſſen ſitze ich hier; allein weder brot-, noch rathlos, denn mein kleiner Reiſe-Niſſe iſt bei mir, erhält mich in der beſten Laune und hat mich hier an der Eiſenbahn einen kleinen ſpaniſchen Don finden laſſen, der ein bischen Franzöſiſch radebrecht und mir außerordentlich gern gefällig ſein will. Mit ſeiner Hülfe, mit meinen ſpaniſchen Brocken und mit einem ſpaniſchen Wörterbuch helfe ich mir hier durch. Und inmittelſt habe ich einen Empfehlungsbrief abgeſchickt, den ich an einen „Don Ildephonſo Miranda“ bei mir

hatte, der etwa drei Lieues von hier auf der Kaffeeplantage zu Alquizar wohnt. Ich hoffe im Laufe des Tages von ihm zu hören und mit ſeinem Beiſtand aus meiner „Fonda“ zu entkommen, denn man ſagte mir, er ſpräche Franzöſiſch wie ein Franzoſe, und ſei ein „Caballero perfetto“. Ich ſchreibe dir jetzt aus einem kleinen leeren Zimmer mit gekalkten Wänden und dergleichen Fußboden, worin ein hölzerner Stuhl und ein alter hölzerner Tiſch als Meublement ſich befinden, während der Wind mit aller Macht durch das Fenſter in das Zimmer bläſt. Aber es iſt Cubas warmer Wind, mit dem man nicht zürnen kann.

Die Morgenreiſe auf der Eiſenbahn an dem heutigen Tage war herrlich und glich einer andern Morgenreiſe, die ich vor einigen Wochen gemacht habe. Die Palmen und die prächtigen Blüten der Kaffeeplantagen glänzten längs des Weges. Dieſe ganze Seite der Inſel iſt berühmt wegen der Schönheit ihrer Kaffeeplantagen, deren ſchönſte Zeit jedoch vorüber iſt, denn ſie können den Kaffee nicht in der Menge und Güte produciren, wie ihn die ſüdlichen Pflanzungen der Inſel erzeugen, und darum liegen ſie ſeit einigen Jahren brach. „San Antonio de los Baños“ iſt eine kleine Stadt oder Marktflecken, „Pueblo“, berühmt wegen ſeiner Bäder und wegen der köſtlichen Gebirgsnatur in ſeiner Nachbarſchaft. In dieſen Bergen gibt es Plantagen, in denen die Hitze nie übermäßig wird, auf denen fortwährend friſche Seewinde wehen, wo der Raſen das ganze Jahr hindurch grünt, luftige Wohnungen mit großartigen Ausſichten auf das große weite Meer. „San-Antonio“ iſt ferner bekannt wegen eines unterirdiſchen Fluſſes, auf deſſen Entdeckung ich ausgehen werde, nachdem ich zuvor einen Wegweiſer verabſchiedet habe, den mir mein Freund Don Manuel mit der vertraulichen Bemerkung verſchafft hat, daß er ein „grand Coquin“ ſei und der mir ein „Coquin“ in dem Grade zu ſein ſchien, daß ich ihn für

fähig hielt, mich durch einen Stoß in den unterirdischen Fluß zu schleudern, wenn ich in die Betrachtung desselben versunken sein würde. Ich entschuldigte mich deshalb, indem ich die Schuld auf „el vento“ schob.

Der Wind bläst aber dermaßen in mein Zimmer, daß ich nicht weiter schreiben kann. Das Papier flattert fortwährend.

Kaffeeplantage La Concordia, 27. April 1851.

Seitdem ich dir zuletzt schrieb, habe ich allerlei kleine Beunruhigungen und Abenteuer bestanden, die sich aber sämmtlich zum Besten gewendet haben. Ich lebe und schreibe dir gegenwärtig in der allerschönsten Ruhe auf Madame Carrera's schöner Kaffeeplantage und in der Mitte ihrer Familie.

In San-Antonio mußte ich einen Tag ganz allein in meiner kleinen Posada zubringen. Aber mein Stübchen, wenn auch leer, war reinlich und der Aufwärter des Hauses, „Raimundo“, war sehr ehrerbietig und höflich und fing allmälig an — blos aus gutem Willen, wie ich glaube — mich zu verstehen. Wenn ich also nicht einige Zeit in dieser Posada allein gelassen worden wäre und nicht diese kleinen Unannehmlichkeiten gehabt hätte, so hätte ich „San-Antonio de los Baños“ nicht so kennen lernen, wie ich es nun kennen gelernt habe; und das wäre Schade gewesen.

Als ich mein Mittagessen, aus einem Stück gut gekochtem Ochsenfleisch und Yamswurzeln bestehend, eingenommen hatte und der Tag kühler zu werden begann, begab ich mich hinaus auf einen einsamen Streifzug, schon längst abgehärtet gegen die neugierigen Blicke und die schreienden springenden Negerkinder, die mich verfolgen, wenn ich allein ausgehe.

Einige mit Palmenblättern bedeckte Hütten in Platanenwäldchen lockten mich ein Stück von der Posada weg, denn ich vermuthete die Wohnungen freier Neger daselbst zu finden. Und ich hatte mich nicht getäuscht. Ich befand mich bald in einer kleinen unregelmäßig gebauten Stadt und durchwanderte Straßen von Hütten aus Birkenrinde und Reißigholz in kleinen Gärten, die mit den schönen Bäumen und Gewächsen dieses Landes bepflanzt waren. Cocospalmen und Bananen standen überall. Und überall sprangen unter denselben nackte Negerkinder spielend herum. Negerfrauen standen oder arbeiteten an den Thüren der Hütten. Ich befand mich augenscheinlich auf afrikanischem Gebiet.

— „Bon jour, Madame!" — tönte es mir aus einer der Hütten entgegen und in der Thür derselben stand eine wohlbeleibte und wohlgekleidete Negerin, welche wie eine personificirte Einladung aussah. Ich nahm dieselbe an und ging hinein, erfreut darüber, daß ich mit Jemand von diesen Leuten sprechen konnte. Ich fand in dieser geräumigen Hütte eins der freundlichsten und heitersten aller Negerpaare, das man sich denken kann. Alles war reinlich und ordentlich in der Wohnstube, in der Schlafkammer, in der Küche, im Garten; die alte Frau führte mich überall umher und lachte bei jeder Frage, die ich ihr vorlegte, und bei jeder Bemerkung, die ich machte. Sie war auf San-Domingo geboren und hatte vor der Revolution auf der Insel in einem französischen Hause gedient. Sie drückte sich im Französischen sehr unvollkommen aus, gab mir aber dessenungeachtet manchen Aufschluß über die Verhältnisse der freien Neger in dieser kleinen Stadt. Sie schienen zufrieden und glücklich zu leben und ernährten sich von dem Ertrage ihrer kleinen Besitzungen, von ihrem kleinen Viehstand und von verschiedenen Arbeiten für die weiße Bevölkerung der Stadt. Sie selbst wusch feine Wäsche und war ganz zufrieden mit ihrer Welt. Gegenwärtig genoß sie eben

ein „dolce far niente“, und dasselbe that auch ihr Mann, der blos Spanisch sprechen konnte und deshalb an unserer Unterhaltung nicht theilnahm, sondern dasaß und seine Cigarre mit dem Ausdruck der innigsten Zufriedenheit rauchte. Als ich einige Bananenbäume in ihrem Garten bemerkte, der übrigens nicht besonders gut im Stande erhalten war, fragte ich sie, ob sie Bananen zum Frühstück äße. Dies fand sie außerordentlich komisch und vor Lachen kichernd antwortete sie mir, daß sie „gebratenes Fleisch und Kaffee zum Frühstück“ haben müsse, daß aber ihr Mann gebratene Bananen esse.

Ich wünschte dem glücklichen Paar ein langes Leben in ihrer Hütte und wanderte aufs Gerathewohl weiter, und mit jedem Schritt stieg auch mein Vergnügen an dem regellosen, aber poetischen und pittoresken Gemälde, das „San-Antonio de los Baños“ meinen Blicken darstellte.

Stelle dir dieses Gemälde folgendermaßen vor:

Ruinen von alten hohen Mauern und Säulengängen mit Frescomalereien zwischen kleinen weißen oder grell gefärbten cubanischen Häusern und mit Palmenblättern bedeckten Hütten von Birkenrinde, Alles durcheinander; ein tiefer, aber schmaler, krystallheller Strom mit schattigen baumbewachsenen Ufern; in diesem Strom Birkenhütten mit Palmendächern; über denselben, herabneigend von den steilen Ufern, schwankende Bananen- und Bambusbäume; zwischen denselben Büsche mit rothen und gelben Blüten; in dem Strom badende, sich durcheinander tummelnde Jünglinge und Knaben; über dem Strom alte Brücken von Stein und von Holz mit bemalten Pfeilern und Geländern; auf den Brücken reitende Mayorale in weißen Hemden, auf weißen Pferden, Pistolenhalftern im Sattel, das Schwert mit silbernem Heft an der Seite; hier und da an den grünen Ufern des Stromes oder unter Cocos- und Bambusbäumen, in den Gärten, an den alten Säulengängen und verfallenen

Mauern Gruppen von olivenfarbigen oder weißen Frauen, die meiſten derſelben jung und ſchön, einige Cigarritos rauchend, andere mit weißen Blumen im Haar, die Grüße der Vorübergehenden freundlich mit einem anmuthigen Neigen des Kopfes und mit einem melodiſchen „Buena tardi señora" erwidernd; dazwiſchen Gruppen von halbnackten, aber gutgenährten Negern und Negerinnen und von ganz nackten Negerkindern, die gerade wie kleine Wilde ausſehen; weiße Männer auf ſteinernen Mauern ſitzend oder gemüthlich hin und her ſchlendernd und Cigarren rauchend — und über dieſem Allen der milde tropiſche Himmel, dieſe liebliche Luft, ein halbſchlummerndes genießendes „far niente-Leben": — das iſt ein Bild des Panoramas, welches ich beſchaute, indem ich hierhin und dorthin wanderte, bis die Schatten kamen und die Sterne am Himmel erſchienen.

Wieder in meine Fonda zurückgekehrt, richtete ich mich für die Nacht ein. Ich hatte ein kleines ſauberes Feldbett, reine Leinentücher und eine reinliche leichte Decke bekommen und bekam dazu noch eine Taſſe ſchwachen Thee mit Brot und eine Nachtlampe. Mein Freund Raimundo ſorgte für mich mit gravitätiſcher Artigkeit. Und ſo blieb ich allein, ſehr zufrieden mit meinem Schickſal, und zu mir drangen die Töne einer Guitarre und ein tremulirender, einförmiger, aber angenehmer melancholiſcher Geſang mit dem Charakter der ſpaniſchen Seguidillas. Ueber dieſen Tönen ſchlief ich auf meinem Lager ein und hatte eine vortreffliche Nacht, ungeſtört von den einzigen blutdürſtigen Räubern, die ich fürchtete — von Mücken und Flöhen.

Als ich erwachte, ſah ich vor meinem niedrigen Fenſter, welches nach dem Hofe hinaus führte, das ehrfurchtsvolle Geſicht meines Freundes Raimundo mit der Frage, ob ich Etwas beföhle. Ich befahl Kaffee und „huevos" (Eier).

Während ich mein Frühſtück einnahm, wurde „La

Miranda" auf eine Weise annoncirt, welche bewies, daß er an diesem Orte wie eine puissance des ersten Ranges betrachtet wurde.

Und bald darauf ließ mir „Don Ildephonso Miranda" seinen Besuch melden, den ich in einem Zimmer empfing, welches an das meinige stieß und von derselben anspruchslosen Beschaffenheit war.

Don Ildephonso Miranda pfiff den Leuten in der Posada und diese flogen herbei, um seine Befehle entgegenzunehmen; er winkte mit der Hand und sie flogen nach allen Richtungen, um seine Befehle zu vollziehen.

Gegen mich war „La Miranda" wirklich „un Caballero perfetto"; ungemein artig in seinem Ton und in seinen Manieren, stellte er mir seine Volante und seinen Calashero zur Verfügung, um mich zu Madame Carrera zu bringen, frühstückte mit mir, sorgte für Alles, was ich wünschte, und als ich abreisen wollte und meine Rechnung in der Posada verlangte, war dieselbe von „La Miranda" bereits bezahlt. Dagegen zu protestiren, verlohnte sich nicht der Mühe und würde hier auch keineswegs passend gewesen sein; ich nahm es also wie etwas Unbedeutendes auf und dankte dafür mit einem Compliment über die Artigkeit der Spanier. Diese ist in der That außerordentlich groß gegen Damen und Fremde und dürfte ihren Hauptgrund in einem gewissen Nationalstolz haben, der im Grunde edel und schön ist.

In Don Ildephonso's Volante und in einem tropisch heißen Winde, der wirbelnd den sämmtlichen rothen Staub des Weges aufregte, fuhr ich nach Madame Carrera's Wohnung „Caffetal La Concordia". Nur in flügelschneller Fahrt und durch Wolken von feuerrothem Staub sah ich die schönen Palmen und die glänzenden Blumen des Caffetals über die steinernen Mauern nicken, die es auf beiden Seiten des Wegs umgaben.

Madame Carrera war nicht anwesend auf ihrer Plantage. Sie war an der Seeküste an der südlichen Seite

der Inſel mit ihren Söhnen und Enkeln, um zu baden, und erſt an dieſem Morgen konnte ſie meinen und ihres Sohnes Brief empfangen haben. Aber der Verwalter der Plantage, Don Felix, ein artiger, ältlicher Herr, empfing mich mit ſpaniſcher Courtoiſie und ſagte zu mir: — „Toute la maison est à votre disposition. Vous êtes chez vous. Disposez de tout. La maison est à vous. Ce n'est pas un compliment!"

Der alte artige Herr und ich aßen Mittags zuſammen. Don Felix ſpricht über Madame Carrera mit einem Ausdruck von Verehrung. — „Ah, c'est une dame, une dame comme il y en a peu!"

„Trinidad", eine freundliche Negerin mit ſchönen Augen, die ein bischen Franzöſiſch ſpricht, iſt meine „femme de chambre" und ich blieb hier über Nacht. Am nächſten Morgen erhielt ich einen Brief von Madame Carrera mit einer Einladung, zu ihr nach „la Playa" (an die Seeküſte) zu kommen; zugleich machte man Anſtalten, mich dahin zu bringen, und gab mir einen Begleiter in der Perſon eines allerliebſten ſchönen und angenehmen Knaben, Adolf Sauval, zwölf Jahre alt und älteſter Enkel der Madame Carrera.

Wir reiſten ab. Eine beſchwerliche Reiſe, anfangs in einer Volante durch die Wildniß über Stock und Stein, dann in einem Boot, von Männern gezogen, durch eine kleine Rinne, faſt überwachſen von Rohr und von verſchiedenen Waſſerpflanzen. Es geht entſetzlich langſam und iſt entſetzlich heiß. Mein kleiner dunkeläugiger Caballero, der liebe Junge, ermuntert und tröſtet mich, indem er ſpricht: — „Nun wird es bald beſſer — nun haben wir nicht mehr weit! — In kurzer Zeit kommen wir in freies Waſſer!" — Dieſer liebenswürdige Knabe war mir eine wahre Erquickung auf der Reiſe, welche drei unendlich lange Stunden dauerte, bevor ſich die Rinne zu einem kleinen Fluß erweiterte und wir die Lüfte vom Meer her fühlten. Hier, wo dieſer

kleine Fluß sich ins Meer ergießt, liegen auf nacktem Grasboden einige kleine Hütten von Birkenrinde, wahre Fischerhütten. Hier wohnt diese aristokratische Familie und führt eine Art von Feldzugsleben einige Wochen hindurch, der wohlthätigen Bäder willen.

Madame Carrera kehrte soeben aus dem Bad zurück. Wie einnehmend erschien sie mir, als sie mir in ihrem langen weißen Gewand mit ihrem sanften blassen Gesicht, ihrer edeln Haltung und ihrem liebenswürdigen Wesen entgegen kam! Sie schien zwischen funfzig und sechzig Jahren alt zu sein und die edelste Weiblichkeit drückte sich in ihrer Physiognomie und Gestalt aus.

Um diese schöne Frau sah ich zwei junge hochgewachsene schöne Männer, ihre beiden jüngsten Söhne, Alfred und Sidney Sauval, eine schöne Spanierin — die Frau des ältesten Sohnes — und deren sechs Kinder, vier Söhne und zwei Töchter, alle schön, mehre Neger, Negerinnen und Hunde.

Eine Hütte jenseit des Flusses, der Hütte der Madame Carrera ziemlich gegenüber, ist für mich in Bereitschaft. Ich werde darin ganz allein herrschen. Die gute Frau hat darin Alles in Ordnung bringen lassen, so gut es sich thun ließ, ein Bett, einen Stuhl, einen Tisch. Der Wind bläst durch die Wände meiner Wohnung, die aus Reißig geflochten sind, nach der Meerseite; aber es ist der Wind Cubas. Ringsum ist kein Baum; nur sumpfiger niedriger Erdboden und weiterhin das große Meer ohne Grenzen und Beschränkung.

Wir sind hier auf der südlichen Seite der Insel in einer öden Gegend, die nur von armen Fischern bewohnt ist, für welche der Aufenthalt der Madame Carrera die frohesten Tage der süßen Brote in jedem Jahre bringt. Das Ganze hat den Reiz der Neuheit und kann einige Tage lang recht gut gehen. Ich bin unzufrieden mit mir, daß ich hierher gekommen bin, weil ich einsehe, daß ich unfreiwillig dieser badenden Familie eine ganze Menge

Beſchwerden verurſache. Allein ſie ſind zu artig, um mich Etwas davon merken zu laſſen und ich bin entſchloſſen, in den Tag hinein zu leben und mit Allem zufrieden zu ſein. Und das iſt in dieſer Luft nicht ſchwer. Wir ſoupiren reichlich und gut an kleinen Tiſchen auf der zu Madame Carrera's Palmenhütte gehörigen Piazza und ſpäter Abends unterhalten wir uns bei dem Glanz der Sterne im ſanften Wehen des Seewindes ſo gut, wie ich mich lange nicht unterhalten habe, über intereſſante Epochen in der Geſchichte, auch in der Geſchichte Schwedens, die in ihren bedeutendern Zügen der geiſtreichen denkenden Frau und ihren gut erzogenen Söhnen ſehr wohl bekannt iſt. Es iſt faſt Mitternacht, wenn ich mit Hülfe eines alten treuen Dieners auf einem zitternden glatten Balken über den Fluß voltigire. Der Wind weht ſtark vom Meer her und die Wogen donnern laut. Das ſüdliche Kreuz mit ſeiner Glorie von Sternen aus dem Centaur und der prächtige Stern im Schiffe Argo, der Canopus, leuchten hell über dem Meere am ſüdlichen Himmel. Ich grüße ſie und — krieche in meine Hütte. Das Licht löſcht aus. Aber die Sterne blicken durch die Fenſteröffnung herein. Die Vorhänge des Bettes wehen und flattern im Luftzug. Aber es iſt die Luft Cubas. Ich lege mich ins Bett, umrauſcht von dieſer Luft; ich kann zwar nicht viel ſchlafen, aber ich empfinde ein unausſprechliches Wohlbehagen und fühle mich gleichſam auf den Schwingen der Luft von dem friſchen weichen Geiſt des Meeres getragen. Ich fühle gar nicht, daß ich einen Körper habe.

Am nächſten Morgen ſieht es bedenklich aus. Der Himmel iſt hell. Aber der Nachtwind hat das Meer am Strand aufgejagt und dauert immer in gleicher Stärke fort; der Strom ſchwillt an und überſchwemmt das Land um unſere Hütten; Lache auf Lache entſteht und die Lachen laufen allmälig zu kleinen Seen zuſammen. Man kann nicht mehr von einer Hütte zur andern

gehen. Wir plätschern im Wasser wie die Enten. Die Familie ist in Schrecken gerathen. — „Wenn dieser Wind fortdauert" — sagen sie — „so sind wir morgen auf allen Seiten von Wasser umgeben!"

Der Wind dauerte fort. Man kann sich jetzt den Hütten blos im Boote nähern. Das Wasser kommt bis zur Piazza der Madame Carrera empor. Man kann nicht mehr auf dieselbe hinausgehen. — „Ce n'est pas vivre, ceci!" — Und man faßt plötzlich den Entschluß, am nächsten Morgen „la Playa" dem Meere zu überlassen und nach „La Concordia" zurückzureisen.

Der älteste Sohn und seine sämmtlichen Kinder sind unpäßlich. Die andern Glieder der Familie und ich unterhalten uns lebhaft und angenehm bis Abends halb elf Uhr, wo ich in Wind und Dunkel in meine Hütte zurück theils wade, theils springe und daselbst vom Sturm umrauscht und unter Regenschauern doch eine vorzüglich gute Nacht verbringe.

Am folgenden Morgen Abbruch des Lagers und Rückreise nach Caffetal, in derselben Rinne, die uns nach „la Playa" gebracht hat. Enge Räumlichkeit, Sonnenhitze, Unbequemlichkeiten aller Art; bei mir stille Verzweiflung darüber, daß ich durch meine Person die Unbequemlichkeit nothwendig vermehre, und Bewunderung der alten liebenswürdigen Frau, die, obgleich selbst unpäßlich, doch unter ihrem Sonnenschirm so viele ihrer Enkelkinder, als sie kann, vor der Sonnenhitze zu schützen und dabei meine Beine vor den Beinen der Enkel zu bewahren sucht. Der jüngste Bambino schrie während der Hälfte des Wegs aus vollem Halse.

Endliche Ankunft in Caffetal in einem ermatteten und ziemlich betrübten Zustande.

Aber wir erholen uns. Und des Abends sitzen wir auf der schönen Piazza, sehen die Cucullos leuchtend in der Luft herumschwärmen und lauschen den spanischen Seguidillas, die der romantisch schöne Alfredo Sauval

mit angenehmer Stimme und ſehr muſikaliſchem Vortrag zur Guitarre ſingt, ſodaß man ſich beim Zuhören in der Seele wohl fühlt. Welch ein Unterſchied iſt doch zwiſchen Singen und Singen, zwiſchen einem ſeelenvollen Geſang und einem Geſang ohne Gefühl! Dieſe ſpaniſchen Seguidillas, Spaniens eigentliche Volkslieder, haben auch dieſen eigenthümlichen Volksgeiſt, der eine unbeſchreibliche Friſche und Natürlichkeit athmet. Man hört in derſelben die Eingebung eines jugendlichen und urſprünglichen Lebens. Dies haben ſie mit unſern Volksliedern gemeinſam, ſo verſchieden ſie ſonſt auch an Stimmung und Charakter von denſelben ſind. Unſere Melodien ſind inniger und reicher, allein in den Seguidillas iſt mehr Sonne und mehr fröhliches glühendes Leben.

La Concordia, 1. Mai 1851.

Abermals danke ich Gott, daß er mich in der Beſitzerin dieſer Plantage, in Madame Carrera, eine von jenen ſchönen und mütterlichen Frauen hat kennen und lieben lernen, die in allen Ländern der Erde ein Segen ſind und die im Stande ſich befinden, wenigſtens auf einige Zeit, auch der Sklaverei ihre drückenden Feſſeln zu nehmen und die Sklaven dieſelben vergeſſen zu laſſen.

Es war mir ſchon deutlich aus der ſichtbaren Freude der Neger bei ihrer Zurückkunft auf die Plantage und aus den ſtrahlenden Geſichtern, mit denen ſie ihr entgegenkamen und ihre heitere herzliche Anrede beantworteten; und jeden Tag ſehe ich es deutlicher, indem ich im Stillen auf den mütterlichen Sinn Acht gebe, der ſie ſelbſt die Kranken unter den Sklaven beſuchen, denſelben die Gerichte oder die Erquickungen, welche ſie wünſchen, überſchicken läßt; indem ich ſehe, wie täglich ihr Stuhl auf der Piazza von Dutzenden kleiner Negerkinder umſchwärmt wird, die zu ihren Füßen ſitzen oder herumkriechen,

miteinander um sie her spielen oder springen, ihr weißes Gewand berühren, sich gegen sie so vertraulich beklagen, als ob sie ihre eigenen Kinder wären; indem ich die gegenseitigen freudigen Begrüßungen zwischen ihr und den Negern und Negerinnen sehe, die uns auf unsern Spaziergängen begegnen. Ich höre es auch beständig in ihren absichtslosen Aeußerungen und fühle es in ihrem Herzen, in dem Behaglichen der Atmosphäre, welche ihr ganzes liebenswürdiges Wesen umgibt!

Gestern Abend, als sie in der Dämmerung von einem Spaziergang in einem Wäldchen der Plantage zurückkehrte, begegneten wir in der Dämmerung einer jungen Negerin. — „Oh, Francisca! Francisca!" — rief Madame Carrera herzlich und fragte sie Spanisch nach ihrem Befinden u. s. w. Francisca antwortete mit strahlendem Gesicht, daß sie sich wohl befinde, sehr glücklich sei und recht bald hoffe, „Sua Merce" einen hübschen kleinen „Negrito" zu geben. Sie würde bald Mutter werden. Herzlicher könnten sich in unserm freien Vaterlande Herrin und Dienerin nicht unterhalten. Die junge künftige Mutter war augenscheinlich fest überzeugt, daß ihr Kind bei der schönen weißen Frau mütterliche Pflege finden würde.

Ein kleiner Negerknabe, der mit ihrem jüngsten Enkel spielte, kam eines Tages sehr aufgeregt zu ihr gesprungen und beklagte sich: — „Er nennt mich einen Neger ohne Scham!" — (Un negre sans honte.) — „Spiele nicht wieder mit ihm" — sagte Madame Carrera ernst; — „spielt nicht mehr mit ihm!" — fuhr sie dann zu den übrigen Negerkindern fort. Und der kleine hübsche Eduardo erhielt einen Verweis und ging allein und mit hängendem Kopf eine ziemliche Weile herum.

Ich bewundere oft die Geduld, mit welcher sie sich von lärmenden kleinen Negerknaben umgeben und begleiten läßt, die unterwegs allen nur möglichen Staub um ihre weiße Gestalt aufrühren. Ich gestehe, daß ich nicht so mit ihnen stehen würde, wie sie mit ihnen steht.

Aber oft werde ich in der Erinnerung ihre ſanfte Stimme hören, wie ſie jetzt zu mir ſpricht, wenn ich dieſen Gegenſtand berühre: — „Dieſe armen Geſchöpfe, deren Loos ſo hart iſt, die für uns arbeiten und ſo wenig Ausſicht auf Freiheit und Glück haben — müſſen wir nicht alles Mögliche thun, um ihr Schickſal zu mildern, ihr Leben zu verſüßen, ſoviel wir können? — Ich kann Niemand leiden ſehen — nicht einmal ein Thier. Es iſt mir ein Troſt, zu wiſſen, daß mich meine Neger lieb haben. Ich habe ſie lieb und habe ſie ſtets mir ergeben und bereit gefunden, meinen Willen zu thun. Sie ſind durchaus nicht ſchwer zu regieren, wenn ſie nur ſehen, daß man ihnen wirklich wohl will und daß man gerecht und billig gegen ſie iſt.

„Ich geſtatte nie, daß ohne meine ausdrückliche Erlaubniß auch nur ein einziger Peitſchenhieb auf dieſer Plantage gegeben wird. Die Mayorals ſind rohe Männer ohne Erziehung und ſchlagen oft in der Hitze oder aus Bosheit. Das darf nicht geſchehen. Wenn ein Neger ſich ein Vergehen hat zu Schulden kommen laſſen, das beſtraft werden muß, ſo wird es an mich berichtet und ich beſtimme dann die Strafe. Wenn die Peitſche angewendet werden muß, ſo muß ſie ohne Zorn und auch dann erſt angewendet werden, wenn Ermahnungen und Drohungen unwirkſam geblieben ſind. Meine Neger lieben mich, denn ſie wiſſen, daß ich ſie nie übel behandeln laſſe."

— „Dann iſt Das alſo nicht wahr" — ſagte ich — „was man mir von der Undankbarkeit der Neger erzählt hat, und daß bei dem Sklavenaufſtand im Jahre 1846 die mildeſten Gebieter zuerſt von ihren Sklaven ermordet worden ſind?"

— „O nein!" — rief Madame Carrera. — „Das liegt nicht in der menſchlichen Natur! Gerade zu dieſer Zeit befand ich mich ganz allein unter meinen Negern, und dieſe waren es, die für meine Sicherheit wachten.

Mein Sohn war genöthigt, auf ſeine Plantage auf der ſüdlichen Seite der Inſel zu reiſen, wo der Aufruhr gerade damals in vollen Flammen ſtand. Der Mayoral war ſeit einiger Zeit verreiſt. Ich rief meine Contre-Mayorale, die ſämmtlich Neger waren, zuſammen und ſprach zu ihnen: — «Ihr wißt, was gegenwärtig nicht weit von hier vorgeht, daß nämlich die Neger ſich empört haben und morden und plündern.»

«Ja, wir wiſſen es.»

„«Nun gut; ich ſtelle mich und mein Haus unter euern Schutz. Mein Sohn muß verreiſen und wird zwei bis drei Wochen wegbleiben. Es gibt dann nicht einen einzigen weißen Mann auf der Plantage. Es fällt mir auch nicht ein, Weiße herbeizurufen. Ich verlaſſe mich auf euch und vertraue mich euch an. Ihr ſollt mir für das Benehmen der Neger verantwortlich ſein. Bemerkt ihr irgendwo Unordnung unter ihnen, ſo benachrichtigt mich davon.»

„Sie verſprachen, was ich verlangte.

„Ich litt zu jener Zeit, gerade wie jetzt, ſehr an Schlafloſigkeit und lag oft die ganze Nacht hindurch wachend in meinem Bett. In einer Nacht ſtand ich zwiſchen zwei und drei Uhr auf und ſah durch das Fenſter. Da ſah ich zu meiner Ueberraſchung einen meiner Mayorale bewaffnet vor meinem Hauſe Wache halten. Ich rief ihn und fragte:

„«Gibt es irgend eine Gefahr?»

„«Nein, es iſt Alles ruhig. Aber wir, ich und meine Kameraden, haben gedacht, daß einige Neger von ** hier herüber kommen und Eure Gnaden beunruhigen könnten. Und da haben wir denn beſchloſſen, des Nachts abwechſelnd Wache vor Ihrem Hauſe zu halten, damit Sie ruhig ſchlafen können.»

„Ich dankte ihm für dieſe Probe von Ergebenheit und fragte ihn, wie die Neger ſich benähmen und ob ſie arbeiteten wie gewöhnlich?

„«Beſſer als gewöhnlich» — war die Antwort — «ſie wiſſen, daß la Señora ihnen ihr Vertrauen geſchenkt hat, und das wollen ſie zu verdienen ſuchen. Eure Gnaden können ganz ruhig ſein.»"

Bei dieſen Erfahrungen von der Treue und von dem Werth des Charakters der Neger muß die edle Frau bei dem Anblick des großen Unrechts und der Gewalt ſehr leiden, welche ſie von vielen Sklavenbeſitzern gegen deren Sklaven üben ſieht und geſehen hat.

— „Sehr oft" — ſagte ſie einmal — „habe ich in der Bitterkeit darüber gewünſcht, daß ſie Alle frei werden könnten!"

Ich gewahre auch oft bei ihr ein Zuſammenſchaudern, wie von einem ſchmerzlichen Gefühl, und höre ihr Seufzen, wenn die Peitſche knallt, welche die Sklaven zur Arbeit ruft. Denn ſie iſt nicht im Stande geweſen, dieſes widerliche Signal abzuſchaffen. Ein anderes, mehr muſikaliſches und angenehmeres Signal wird täglich um elf Uhr Vormittags gehört, wenn in die Muſchel geblaſen wird, ein lang aushaltender melodiſcher Ton, welcher die Negerinnen, welche ſäugende Kinder haben, von der Arbeit ruft, um den Kindern Nahrung zu geben und den Müttern Zeit zum Ausruhen zu gewähren.

Die liebevolle Geſinnung der Madame Carrera gegen die Negerſklaven iſt ſo allgemein bekannt, daß ſich oft fremde Neger an ſie wenden, die ſich gegen ihre Gebieter vergangen haben, damit ſie eine Fürbitte für ihre Verſchonung mit Strafe für ſie einlegen ſoll. Es iſt nämlich ein angenommener Gebrauch auf Cuba, daß ein Sklave, der ſich vergangen hat, unter den Weißen einen „Padrino" oder eine „Madrina" als Fürſprecher bei dem erzürnten Hausherrn wählen kann, bei deſſen Fürbitte ſelten oder nie Verzeihung verweigert wird. Madame Carrera iſt oft als „Madrina" erwählt worden, und nie vergebens. Wer ſollte auch dieſer liebenswürdigen edeln Frau abſchlagen können, was ſie bittet? — Wo ihre weiße

schöne Gestalt (sie geht stets weiß gekleidet) erscheint, da erscheint sie als ein Bote des Friedens.

Madame Carrera ist in San-Domingo von französischen Aeltern geboren, die sich während der Herrschaft des Terrorismus aus Frankreich dahin retteten. Bei dem Blutbad auf San-Domingo wurde sie und ihre Familie durch den aufopfernden Eifer treuer Sklaven gerettet. Während der schönen Abende, die wir auf der Piazza verbringen oder an denen wir still in den Palmenwäldern auf der Plantage lustwandeln, erzählt sie mir manche Episode aus ihrer Familie und ihrer eigenen romantischen Geschichte und ahnt nicht im Geringsten, wie sehr mich die Züge einer ungewöhnlich begabten und tief fühlenden Seele ergreifen, die dabei unwillkürlich hervortreten, ohne daß sie selbst ihre Schönheit und Ungewöhnlichkeit bemerkt. Oft unterhalten wir, und Sidney Sauval dabei, uns über allgemeinere Gegenstände, besonders über historische, und stellen merkwürdige Charaktere und Begebenheiten aus verschiedenen Ländern zur Vergleichung einander gegenüber. Und dabei stehe ich mich mit meinen schwedischen Männern und Frauen gar nicht übel. Wir sprechen, wir denken, wir malen zusammen, wir scherzen miteinander und ich gräme mich schon im voraus darüber, daß ich bald von hier scheiden muß. Hier könnte ich leben, ohne durch Das, was ich in meinen Umgebungen sehe, zu leiden; hier könnte ich mir gefallen, und hier könnte ich so viel zeichnen und malen! Madame Carrera ist eine ausgezeichnete Malerin von Blumen, Schmetterlingen und andern Naturgegenständen, die sie ebenso naturgetreu als geistvoll nachbildet. Seit ihrem Unglück (sie hat ihren Mann, den Marquis Carrera, und ihren jüngsten Sohn an der Cholera verloren und durch die letzten Orkane große Verluste erlitten) hat sie die Neigung für diese heitere Beschäftigung verloren; aber mein Entzücken an Naturgegenständen und mein Malfieber belebt sie und wenn ich einige Monate hier

bleiben könnte, ſo würden wir zuſammen ein ſchönes Album von Cubas Blumen und Früchten anlegen, und — wie hübſch würde Das ſein, wenn mich nicht ein größerer und lieberer Beruf davon abhielte!

Die Regenzeit nähert ſich; mehre Bäume treiben ihre Blüten; die Cucullos kommen immer zahlreicher und machen auch hier, wie auf „La Induſtria", mein Vergnügen und meine Plage aus. Madame Carrera kann die Pracht und Ueppigkeit der Vegetation während der naſſen Jahreszeit und das prächtige Farbenſpiel in den Wolken nicht genug rühmen. Sie könnte mir Luſt machen, hier zu bleiben und dies Alles — mit ihr zuſammen zu ſehen!

Wir ſind jetzt allein hier, ſie, der jüngſte Sohn, der rieſenhafte Sidney Sauval, und drei Kinder des zweiten Sohnes, nämlich mein kleiner „Caballero" Adolpho, ein allerliebſtes reizendes und graziöſes Mädchen, Michaelita (das Abbild der Großmutter) und ein kleiner Knabe, Eduardo, ein lebendiges Gegenſtück von Correggio's Amor. Madame Carrera lieſt Vormittags mit den Kindern, während ich in meinem Zimmer male oder ſchreibe. Nachmittags und Abends ſind wir zuſammen. Man kann nicht angenehmer leben, als ich hier lebe, aber die Zeichnenraſerei dauert fort und läßt mir keine Ruhe. Ich male Madame Carrera's Porträt, um ihr ſanftes Geſicht, ihre ſchönen ſeelenvollen Augen, die ſo treu ihr Gemüth abſpiegeln, mit mir in die Heimat zu nehmen. Ich male Sidney Sauval's ſchönen römiſchen Kopf, um ihn ſeiner Mutter zu geben; ich male eine Gruppe von dieſen lieblichen Kindern und indem ich male, fühle ich mich entzückt durch die Schönheit in dieſen Geſichtern und durch den Ausdruck in dieſen Augen. Ich male Bäume, Blumen, Früchte und Vögel aus meinen Umgebungen und bin fortwährend in halber Verzweiflung darüber, daß ich in der kurzen Zeit, die ich noch hier verleben darf, ſo wenig zu erreichen vermag. Dieſes Caffetal iſt die prächtigſte und am beſten bebaute Plantage, die ich bisher

gesehen habe. Die ganze hiesige Gegend ist voll von Kaffeeplantagen und zur Zeit ihrer höchsten Blüte soll jede dieser Plantagen ein kleines Paradies von Schönheit gewesen sein, jede mit einer eigenthümlichen Auswahl und einer verschiedenen Anordnung der Bäume und Blumen. Sie wetteiferten miteinander an Schönheit und Glanz, sowie ihre Besitzer in prachtvoller Lebensweise und verschwenderischer Freigebigkeit miteinander wetteiferten. Señor Carrera war durch Reichthum, durch grandiose Freigebigkeit und durch Wohlthätigkeit einer der ausgezeichnetsten Pflanzer. Eines Tages war er bei einem seiner Nachbarn zum Mittagessen. Als er abreisen wollte und seine mit drei prächtigen Pferden bespannte Volante auf dem Hofe aufgefahren war, eilten die Gäste ans Fenster, um Señor Carrera's Pferde zu sehen, welche wegen ihrer Schönheit bekannt waren. Als die prächtigen Thiere in vollem Trabe ankamen, rief eine Dame: — „Ach, wie glücklich wäre ich, wenn ich solche Pferde besäße!"

— „Madame! Ils sont à vous!" — sagte der artige Spanier.

Erschrocken über diese Folge ihres unüberlegten Ausrufs wollte die Dame die Annahme der Pferde verweigern.

Allein das half ihr nichts. Señor Carrera ließ seine Pferde sogleich abspannen und lieh sich ein Paar Pferde von seinem Wirth, um nach Hause zurückzukehren. Die fremde Dame mußte das kostbare Geschenk behalten. So großartig war der Luxus und der Ton zu dieser Blütenzeit der Kaffeeplantagen. Das Fallen der Kaffeepreise im Handel und zwei schwere Orkane haben die Verhältnisse in diesem Theile der Insel verändert. Bei dem letzten dieser Orkane im Jahre 1848 wurde das Haus der Madame Carrera beinahe der Erde gleich gemacht und die Bibliothek mit mehren kostbaren Sammlungen vom Grund aus zerstört. Bücher und Kupferstiche, die

man ſpäter aus dem Schutt herausgrub, waren von dem Salzwaſſer durchnäßt und verdorben, welches der Orkán auf die Inſel getrieben hatte. Noch jetzt iſt — wie man ſagt — die Erde krank von dieſem entſetzlichen Unwetter und Bäume und Pflanzen haben ihre frühere Kraft noch nicht wieder gewonnen. Mehre große Bäume, unter dieſen eine prächtige Ceiba, liegen hier noch in den Zäunen um die Weideplätze, faſt dem Erdboden gleich. Aber im Garten blühen wieder die ſchönſten Blumen und die Volière hat eine Menge ſeltener Vögel. Das Haus, welches Sidney Sauval ganz allein mit Hülfe ſeiner Neger für ſeine Mutter gebaut hat, iſt eins der ſchönſten, das ich auf Cuba geſehen habe. Solche geſchickte Handwerker können die Neger werden. Die meiſten Handwerker auf Cuba ſind Neger und verdienen ſo viel, daß ſie ſich leicht die Freiheit erkaufen können.

Wenn ich beim Sonnenuntergang mit Madame Carrera in Unterhaltungen, die mit ihr ſtets ſehr lebhaft werden, in den zahlreichen Gängen der Plantage herumwandere, muß ich wieder und immer wieder ſtehen bleiben und die Schönheit und Anmuth in den Formen und Bewegungen der jungen Palmenbäume bewundern, die daſelbſt wachſen. Die Zweige der Cocospalmen ſind in ihrer Jugend von unvergleichlicher Grazie. Regelmäßigkeit und Zwangloſigkeit, Freiheit und Geſetz, Majeſtät und Milde offenbaren ſich hier in lebenden Symbolen. Hier gibt es auch ein gigantiſches Berceau oder einen hohen gewölbten Gang von Bambusbäumen (oder — wie ſie denſelben Spaniſch nennen — „caña brava“), der den Ausgang einer prächtigen Guardaraja von Königspalmen bildet. Wenn ich die Sonne in der Tiefe dieſes lichtgrünen Tempelgewölbes untergehen ſehe, wenn ich die feinen Zweige des Bambus luftige gothiſche Arcaden bilden ſehe, deren Grazie ſich gar nicht beſchreiben läßt, wenn ich dann auf die lichtrothen und goldenen Wolken am Abendhimmel blicke — — dann fühle ich mit einer Miſchung von Wehmuth und

Freude, daß der nachbildende Künſtler hier Feder und Pinſel niederlegen und muthlos wie Carlo Congo beim Tanze ſagen muß: — „Nein, es verlohnt ſich nicht der Mühe!“ — Nein, es verlohnt ſich nicht der Mühe, die Hände zu erheben, um es nachzubilden, ſondern nur um es anzubeten. Aber es verlohnt ſich der Mühe, die Werke dieſes höchſten Künſtlers zu betrachten, um durch ſie das Gemüth und die Kunſt zu veredeln und zu vergeiſtigen!

Ich ſtehe des Morgens zeitig auf, um zu malen, und erblicke dann von meinem Fenſter aus zwei große Büſche Hybiscus mit brennendrothen Blüten, von einer Menge ſmaragdgrüner Kolibris umſchwärmt. Rings herum auf den großen Flächen iſt eine Menge Geflügel, das mir viel Vergnügen gewährt. Zuerſt ſind darunter zwei hochbeinige, langhalſige, hellrothe Flamingos, welche jung an der Seeküſte gefangen worden und jetzt gänzlich gezähmt ſind. Sie gleichen ihrer Geſtalt nach den Schwänen, nur daß ſie bedeutend längere und ſchmälere Beine, auch längere und ſchmalere Hälſe haben. Sie haben kleine Köpfe und große gekrümmte Schnäbel. Sie geben einen ſchnarchenden Ton, wie die Enten, von ſich, aber weit ſtärker, und laſſen denſelben beſonders dann hören, wenn ſie ihr Futter nicht zur rechten Zeit erhalten. Wenn ſie bei dieſer Gelegenheit Madame Carrera draußen ſehen, ſo ſpazieren ſie hinter ihr her und ſchnattern, als ob ſie zankten und ſich darüber beklagen wollten, daß ſie verſäumt worden ſind. Ihre Verachtung gegen Hühner und Gänſe iſt unbeſchreiblich und die vornehme Miene, mit welcher ſie auf die Gänſe herniederblicken, als ob ſie erzürnt wären, daß dieſe ihnen in den Weg zu treten wagen, iſt wahrhaft köſtlich. Die Hühner laufen vor ihnen davon, als ob ſie durch deren vornehme Haltung und durch ihre eigene Niedrigkeit gedrückt wären. Aber die fetten breiten Gänſe rächen ſich zuweilen dadurch, daß ſie hinter ihnen her die Hälſe ausſtrecken und ihnen ein lautſchallendes Gackern nachſenden,

um welches die vornehmen Flamingos ſich zu kümmern verſchmähen. Das iſt die Demokratie der Natur!

Die armen vornehmen Flamingos ſind übrigens jetzt ziemlich auf dem Trocknen. Es iſt zwar ein ſteinernes Baſſin für ſie da, welches Waſſer haben ſoll; allein die anhaltende Hitze hat daſſelbe faſt ganz ausgetrocknet. Darin hält gleichwol das Flamingopaar ſein Morgenbad mit großen Umſtänden, und wenn ſie ihre Flügel ein Bischen naß gemacht haben, ſtellen ſie ſich auf den Raſen und breiten ſie aus, um ſie im Wind und in der höher ſteigenden Sonne zu trocknen, und dies Alles mit vielem Pomp und mit großer Feierlichkeit. Dann machen ſie ein Schläfchen, indem ſie auf einem Bein ſtehen — unter einem Caſuarinabaum mit lang ausgeſtreckten Zweigen, demſelben Baum, den ſich die Neger wählen, um ſich daran zu hängen — und den langen Hals in ſchlangenähnlichen Windungen über den Rücken zurückbeugen. Sie ſehen köſtlich aus!

Hier, wie überall auf der Erde, iſt man ſelten mit dem Wetter zufrieden, das unſer Herr macht. So wie man ſich bei uns daheim oft nach Regen ſehnt, ſo ſehnt man ſich jetzt oft auf Cuba danach. Und die heiße Luft und der rothe Staub machen die Sehnſucht nach dem Regen hier brennend und ſchmerzlich. Ich habe von der Schönheit der Luft und der Gewächſe hier ſoviel geſprochen und genoſſen, und doch iſt mir mitten unter aller dieſer Herrlichkeit bisweilen zu Muthe, als ob ich Heimweh fühlte. Es gibt Stunden, in denen ich nicht wage, an unſere kühlen Sommerabende und an die weißen Nebel zu denken, welche an ſolchen Abenden aufſteigen und ſich wie Schleier über die Wieſen bei Ärſta unterhalb des Hauſes ausbreiten, Nebel, unter denen die Ochſen ſo behaglich liegen, wiederkäuen und ausruhen! Ich fühle, daß ich, wenn ich hier krank werden ſollte, wie der arme Lappe Tantus Potas in Italien, als er im Sterben lag, von aller Herrlichkeit der Tropenländer

nur begehren würde, was ich nicht bekommen kann: — „ein wenig Schnee, den ich auf meinen Kopf legen könnte!“

3. Mai 1851.

Ein Regenguß, ein Regenguß! Die Flamingos haben nun Waſſer zum Baden empfangen und nehmen ein großes Bad, die Gänſe gackern, alle Pflanzen glänzen und entfalten ihre Blüten, und Menſchen, Thiere und Gewächſe richten ihre Häupter empor. Jetzt ſetzt der Kaffeeſtrauch ſeine Bohnen an und die „Palma Christi“*) ſtreckt ihre grünen Hände neu geſtärkt in die Luft. Die Papajabäume ſchütteln Regentropfen aus ihren Wipfeln und die Cucullos kommen in Menge.

Morgen — zum Sonntag — werden die Neger Tanz unter dem großen Mandelbaum vor der Bohea haben. Das wird mein letzter Tag auf „La Concordia“ ſein. Uebermorgen reiſe ich nach Havanna, von Sidney Sauval begleitet.

Ich muß dir eine Begebenheit erzählen, ſo lange ich ſie in friſchem Andenken habe, welche kürzlich nicht weit von hier vorgekommen und ein Beweis iſt, was die Behandlung der Negerſklaven Gutes oder Böſes bei denſelben zu bewirken vermag.

Ein franzöſiſcher Plantagenbeſitzer auf Cuba, Mr. Chapeaud, reiſte vor einigen Monaten nach Europa und hatte inzwiſchen die Aufſicht über ſeine Plantage und über ſeine Negerſklaven einem Mayoral übergeben, zu dem er viel Vertrauen hatte. Dieſer Mayoral war ein harter und heftiger Mann, der die Sklaven ſtreng und

*) So wird nach der Geſtalt der Blätter die Pflanze genannt, aus welcher man das Ricinusöl preßt. In neuerer Zeit hat man angefangen, dieſe Pflanze mit großem Vortheil auf Cuba und in den ſüdlichen Staaten Amerikas zu bauen.

roh behandelte, und kaum verging ein Monat, als das ganze Arbeiterperſonal auf der Plantage in vollem Aufſtand und das Leben des Mayorals in Gefahr war. Madame Chapeaud — eine Frau, die ich kennen lernen möchte — entſchied ſich deshalb, dieſen Mayoral zu verabſchieden und deſſen Dienſtobliegenheiten ſelbſt zu beſorgen. Im Schutze eines Sonnenſchirms gegen die Hitze der Sonnenſtrahlen ging ſie mit den Negern hinaus aufs Feld und blieb daſelbſt, beaufſichtigte die Arbeiter, begleitete ſie in ihre Wohnungen und ſorgte dafür, daß ihnen Nahrung und Ruhe nach Recht und Billigkeit zu Theil wurde. Von dieſer Zeit an fand vollkommene Ruhe und pünktlicher Gehorſam auf der Pflanzung ſtatt. Die Sklaven arbeiteten willig und waren bemüht, der achtungswerthen Frau ihre Ergebenheit zu zeigen, und die Letztere fuhr fort, die Stelle eines Mayorals auf der Plantage zu verſehen, bis es ihr gelungen war, einen Mann für dieſe Stelle zu finden, der die Plantage in ihrem Sinne beaufſichtigen konnte.

Mein letzter Abend auf „La Concordia".

Die Cucullos glänzen in einem Glaſe neben mir und ich könnte bei ihrem Lichte ſchreiben; aber ich ſchreibe doch bei einem Lichte von Menſchenhänden gefertigt, weil deſſen Glanz, obgleich nicht ſo ſchön, viel ſtärker iſt. Es leuchtet über meinem letzten Abend auf „La Concordia". Viel Schönes in der Natur und an den Menſchen habe ich hier kennen gelernt und werde dafür ewig dankbar ſein. Ein Gedanke macht mich beſonders glücklich. Ich bin hierher gekommen als eine Unbekannte, auch in Bezug auf literariſchen Ruf unbekannt — denn höchſt ſelten kommen europäiſche Bücher nach Cuba — ohne irgend eine Empfehlung außer meiner Eigenſchaft als eine Fremde aus einem fernen Lande — „dem Lande Guſtav Adolf's und der Königin Chriſtina" — und

nach einem Aufenthalt von wenig mehr als einer Woche werde ich im Hause wie eine Schwester und Freundin betrachtet. Dieses Verhältniß, das sich hier in mehren Häusern Cubas erneuerte, hat mir das frohe Gefühl einer Verwandtschaft zwischen Seelen geschenkt, die, wenn sich diese Verwandtschaft geltend zu machen im Stande ist, durch diese stärker als durch alle äußere Verwandtschaftsbande verbunden werden. Selten habe ich mich in fremden Häusern heimischer gefühlt als in diesem Hause. Madame Carrera ist eine von denjenigen Personen, die ich herzlich lieb gewinnen und mit denen ich im täglichen Zusammenleben glücklich sein könnte. Ihren Sohn würde ich in Bezug auf gewisse Gegenstände zuweilen recht ernstlich ausschelten können, aber ich könnte ihn dennoch lieb haben und mich für ihn interessiren wie für eine junge Riesennatur mit reichen Gaben und mit einem Geist, der durch große und edle Gedanken entzündet werden kann. In die lieblichen Kinder bin ich wahrhaft verliebt, besonders in den jüngsten kleinen Amorino Eduardo. Man kann sich kein schöneres und graziöseres Kind denken! Ich traure, daß ich mich von ihnen Allen trennen muß.

Auch von den Blumen und Früchten, die jetzt in immer reicherer Menge zu kommen anfangen. Ich habe hier mehre dergleichen kennen gelernt, die mir früher unbekannt waren. Diese Inseln des Südmeeres, die Lieblinge der Sonne, haben einen Ueberfluß an reichen Früchten und Spezereien. Und Madame Carrera's Tisch gehört zu den leckersten. Allein keins der darauf befindlichen leckern Gerichte hat mir mehr behagt als das Lieblingsgericht der Negersklaven, „Foufou", eine Art zäher, aber höchst schmackhafter Pudding, der aus zerstampften Bananen oder Platanen bereitet und mit einer Sauce von Tomatoes und andern grünen Gemüsen gegessen wird. Es ist ein ausgesucht gutes und gesundes Gericht, das wir mehre male zum Frühstück gehabt haben, nach-

dem ich meine große Vorliebe für daſſelbe erklärt hatte. Nächſt unſerer Kartoffel, die auf Cuba eine Seltenheit iſt, kenne ich keine Knollenfrucht, die ſo gut, ſo ſchmackhaft und zugleich ſo lecker iſt wie die edle Wurzel Yuca, die gleich der Kartoffel mit friſcher Butter gegeſſen wird und ebenſo gut in dem magern Boden der Neger als in den reichen fetten Kaffeeplantagen wächſt. So gütig iſt die Mutter Natur, ein ſo gütiger Vater iſt der Schöpfer der Natur, daß die ſchmackhafteſte und geſundeſte Nahrung auf Erden in allen Ländern auch die zugänglichſte für Alle iſt. Was haben wir in unſerm Vaterlande, was auf die Länge beſſer ſchmeckt und geſunder iſt als Kartoffeln und Hering, Milch und Brot, Roggenmehlmus (— „Auch Excellenzen" — ſagteſt du einmal — „endigen ja damit, Waſſermus zu eſſen!" —) und Waſſer, helles reines Quellwaſſer, das erſte, das beſte von allen Getränken der Natur, das Allen umſonſt gegeben iſt!

Ich muß dir nun einige Worte über den letzten Negertanz mittheilen, den ich auf Cuba geſehen habe.

Er fand am heutigen Nachmittag ſtatt, und zwar unter einem großen ſchattigen Mandelbaum, ein Stück von der Bohea entfernt, welche letztere auch hier nicht eine Feſtungsmauer mit Thüren und Riegeln, ſondern eine freiliegende Wohnung iſt, die an einen Oekonomiehof in unſerm Vaterlande erinnert.

Der Tanz hatte ganz denſelben Charakter, den die früher von mir beſchriebenen Tänze haben. Ein Kreis von ſingenden Negern wiederholte eintönig und unharmoniſch, aber mit rhythmiſchem Leben die Worte und die Töne, die ein junger Neger angab; in der Mitte dieſes Kreiſes ein oder mehre tanzende Paare, hüpfend und courbettirend, der Mann lebhaft, das Weib zurückhaltend; der Tanz eine einförmige fortgeſetzte Improviſation. Eine Menge kleine Kinder ſtanden hier mit im Kreiſe, und unter ihnen befand ſich die gute weiße Frau,

„la dame blanche“, wie ich ſie nennen möchte, mild und mütterlich.

Ich fragte hier abermals und ſuchte die Bedeutung der Worte zu erfahren, welche zum Tanz geſungen wurden; und abermals wurde mir geſagt, daß dieſelben ſo unbedeutend, ſo „gar nichts“ wären, daß es nicht der Mühe werth ſei, ſie zu nennen. Mag ſein, daß dies oft der Fall iſt. Aber daß es nicht immer der Fall iſt, weiß ich aus mancher Erzählung und aus manchem Negergeſang in den Sklavenſtaaten Amerikas. Die Neigung der Afrikaner zum Improviſiren iſt ein auszeichnender Zug in ihrem Leben und Charakter und kann, wie wir wiſſen, der Ausdruck eines hohen Grades von einfacher Schönheit im Leben der Seele und des Handelns werden.

Als der berühmte engliſche Reiſende Mungo Park — ſo erzählt er ſelbſt in ſeiner Reiſebeſchreibung — einſtmals verirrt in den Wildniſſen Afrikas, mit Abſcheu aus dem Dorfe gewieſen, in welchem er eine Nachtherberge zu finden gehofft hatte, einſam, hungrig, ermüdet und verlaſſen ſich unter einen Baum ſetzte, lediglich mit der Ausſicht auf einen jämmerlichen Tod — „denn ein Unwetter drohte und die wilden Thiere brüllten rings um ihn her“ — da kam in der Dämmerung ein Weib von ihrem Felde heim, ſah ihn und erbarmte ſich ſeiner, nahm Zaum und Sattel ſeines Pferdes — denn das Pferd ſelbſt war ihm geraubt worden — und lud den unglücklichen Reiſenden ein, ihr zu folgen.

Sie führte ihn in ihre Hütte, zündete ihre Lampe an, breitete eine Matte auf den Fußboden und bat ihn, während der Nacht darauf zu ruhen. Sie brachte auch einen ſchönen Fiſch, den ſie auf Kohlen briet und ihm zum Abendeſſen gab.

Während des größern Theils der Nacht ſpann ſie mit den andern Weibern in der Hütte Baumwolle, und während ſie ſpannen, ſangen ſie Lieder, um ſich munter

zu erhalten. Eins dieſer Lieder war augenſcheinlich auf den fremden Reiſenden improviſirt. Ein Weib ſang erſt allein, dann ſtimmten die übrigen im Chor ein. Die Weiſe des Liedes war lieblich und melancholiſch. Die Worte waren folgende:

Der Sturm brüllt und der Regen ſtrömt;
Der arme weiße Mann,
So ſchwach und ſo ermüdet,
Setzt ſich an unſern Baum.
Ach, er hat keine Mutter,
Die Milch ihm geben kann;
Ach, er hat keine Hausfrau,
Die ihm ſein Korn zerreibt!

Chor.

Habt Mitleid mit dem weißen Mann!
Denn er hat keine Mutter u. ſ. w.

Wenn die Weiber Afrikas in Amerika und Weſtindien weniger ſchöne Lieder ſingen, ſo iſt es nicht ihr Fehler, und wenn ihre Improviſationen gebunden ſind wie ihre Körper und Seelen, ſo iſt dies der Fehler — — des weißen Mannes.

Es iſt die Pflicht des Letztern, ſie frei zu machen, ſie durch das Licht der chriſtlichen Liebe und der Bildung hervorſpringen zu laſſen wie eine Palme, wie eine Bambusſäulenreihe aus dieſer ſonnenwarmen Erde. Dann wird die Bevölkerung der Tropenländer mit ihren Geſängen und Tänzen eines Tages der reichen und ſchönen Naturwelt der Tropen entſprechen. Auch dieſe Naturwelt iſt eine fortlaufende Improviſation eines wechſelnden üppigen Sommerlebens, welches bei ſeiner ewigen Blüte den Menſchen leicht vergeſſen machen kann, „daß der Tod in die Welt gekommen iſt".

Später an dieſem ſchönen Abend — einem der ſchönſten Abende, die ich auf „La Concordia" verlebt habe, denn die Luft war durch den Regen erfriſcht und der Vollmond ſtieg prächtig über dem großen weißen Haupt-

gebäude empor — ſaßen wir draußen und ſahen die Cucullos in der Luft umherſchwärmen und die Feuer aus der Bohea der Neger herüberglänzen. Ohne Feuer kann dieſes Volk nicht leben, auch inmitten der größten Hitze; und ſie lieben es namentlich, ihr Feuer auf dem Fußboden mitten in ihrer Wohnſtube anzuzünden. Ihre Betten — Bretterbänke mit oder ohne Stroh — verwandeln ſie durch belaubte Zweige oder Lumpen ſo gut als möglich in Neſter, in welchen ſie dann gern zuſammengekauert liegen.

Noch ſpäter am Abend ſpielte ich mit den liebenswürdigen Kindern auf der Piazza „Feuer holen" — ein Spiel, welches hier „tu me da la candela" genannt wird. Es war für die Kinder etwas Neues und machte ſie ein wenig ausgelaſſen vor Freude.

Morgen früh reiſe ich zeitig nach Havanna ab, um von da den 8. Mai mit „the Isabel" nach Charleſton zu gehen.

Der Tanz unter dem Mandelbaum und die ſchöne weiße Frau dabei, gleich einer Mutter unter den ſchwarzen Kindern, iſt ein Bild, welches ich mit Freude von hier mitnehme.

Aber ich nehme auch die Erinnerung an die Worte mit mir hinweg, die der brave Don Felix eines Abends zu mir ſagte und die aus ſeinem Munde nicht bezweifelt werden können:

— „Ah, c'est un malheur que d'être esclave!"

Die gute weiße Frau kann die armen Sklaven doch nicht ſchützen!

Havanna, 5. Mai 1851.

Die Religion iſt nicht ganz erſtorben auf Cuba. Sie lebt daſelbſt noch in einigen ſchönen barmherzigen Anſtalten zum Beſten vater- und mutterloſer Waiſen und

unglücklicher Kranken. Sie lebt noch daſelbſt — und zwar noch lebendiger als in den Vereinigten Staaten Amerikas, wenigſtens in Einer Hinſicht, nämlich in der, daß ſie in dieſen Anſtalten ſchwarze Menſchen ebenſo gut wie weiße aufnimmt und in Hoſpitälern wie in den übrigen Wohlthätigkeitsanſtalten Beide nebeneinander ſtellt. Ich habe es heute geſehen und davon gehört, als ich mit dem liebenswürdigen Creolen Alfredo Sauval das große Krankenhaus „de St.-Lazare“, deſſen Aufſeher er iſt, beſuchte. Dieſe große Anſtalt iſt für Unglückliche beſtimmt, die mit den unheilbaren Krankheiten behaftet ſind, welche den Tropenländern und beſonders den Kindern Afrikas eigenthümlich ſind: Ausſatz, Elephantiaſis — bei welcher die Füße zu unnatürlichen Dimenſionen anſchwellen — und „la maladie de St.-Antoine“, bei welcher Hände und Füße ſich zuſammenziehen und ohne Wunden oder Geſchwüre bis auf nichts ſchwinden. Für dieſe Unglücklichen hat man auf die lobenswertheſte Weiſe geſorgt.

Das ausgedehnte Gebäude — wie eine große Bohea im Viereck gebaut und mit einem Gitterthor verſehen — liegt am Meer, das mit ſeinen brauſenden Wogen die Felſenwände am Fuße deſſelben badet und die Wohnung der Kranken mit ſeinem Wehen voll Leben und Geſundheit umgibt. Auf dem geräumigen Hofe ſind große ſchöne Anpflanzungen von Oleanderbäumen, welche gegenwärtig in voller Blüte ſtehen und deren hellrothe Blüten die Luft mit Wohlgeruch erfüllten. Dieſe ſchönen Anpflanzungen waren das Werk des jungen Aufſehers. Jeder Unglückliche, ſchwarz oder weiß, der mit einer der von mir genannten unheilbaren Krankheiten behaftet iſt, hat hier ſeine eigene abgeſonderte, bequeme Wohnung. Unter den Perſonen, die ich beſuchte, war ein alter Neger, der ſeit ſeiner Jugend an „la maladie de St.-Antoine“ litt. Seine Finger beſtanden gegenwärtig blos noch aus Stumpfen und ſeine Füße nur noch aus den Knöcheln, auf

welchen er jedoch mit Hülfe von Stöcken noch gehen und ſtehen konnte; auch konnte er mit ſeinen Fingerſtümpfen ſich und ſeinen kleinen Haushalt verſorgen. Seine Wohnung beſtand aus einer kleinen Stube, einer kleinen Schlafkammer, einer kleinen Küche und dazu aus einem kleinen Gärtchen, in dem er ſich einige Bananen und Wurzelfrüchte bauen konnte — Alles klein, aber gut und ſauber. Er ſah gut und zufrieden aus.

Die andern Kranken hatten ähnliche Wohnungen. Nichts fehlte, was ihr Leben oder vielmehr ihr langſames Sterben verſüßen konnte. Und die Liebe Chriſti kam hier noch zu den am meiſten Leidenden unter den Menſchenkindern. Sie konnten die Herrlichkeit der Natur in dem Meere, in den ſchönen Blumen ſehen und bewundern und unter Gebet und bei der Lectüre frommer Bücher ohne Unruhe und Bekümmerniß den Tag erwarten, der ſie von ihrem Körper erlöſen und ſie mit einer verklärten Naturwelt vereinigen ſollte. Die Hoffnungsloſen können hier für die ſchönſten Hoffnungen leben.

Eine andere ſchöne Barmherzigkeitsanſtalt in Havanna iſt „la Casa de Beneficencia“. Sie nimmt mehre Hunderte von mutterloſen Waiſen auf. Sie erhalten darin ihre Erziehung und bei ihrem erſten Austritt aus dem Hauſe Jede eine Art Mitgift von fünfhundert Peſos, womit ſie ein Leben auf ihre eigene Hand beginnen können.

Von „L'Infirmerie de St.-Lazare“ führte mich Mr. Sauval auf den großen Begräbnißplatz, „Campo Santo“. Das iſt ein großes Gebäude von weißem Marmor, in deſſen hohen Mauern in einem ungeheuern Hofe jede Familie eine kleine Niſche oder Gruft hat, wenn ſie nämlich im Stande iſt, dieſelbe zu bezahlen. Jede ſolche Niſche iſt mit einer Inſchrift von Goldbuchſtaben verſehen. Die Höhe und Dicke der Mauern bewirkt, daß dieſe Grabniſchen ſehr klein ausſehen; allein jede derſelben kann recht wohl mehre Särge faſſen.

Im Hoſpital hatte ich den Geiſt des Chriſtenthums geſehen; in dem „Campo Santo“ fand ich den des Heidenthums wieder.

Die Leichen der Reichen lagen in den hohen Mauern mit goldenen Inſchriften; die Armen wurden in die Erde hinunter begraben, ohne ein Zeichen der Erinnerung, ohne ein Stückchen grünen Raſen über ihnen, ohne eine Blume oder ein Gebüſch, um das Leben des Lichts über ihrem Grabe anzudeuten. Und noch war ein großer Raum in dem „Campo Santo“, wo man große Haufen und Hügel von Todtenköpfen und menſchlichen Gebeinen ſah. Das war der Begräbnißplatz der Negerſklaven. Es iſt hier nämlich verboten, die Neger in Särgen zu begraben; die Körper werden halb nackt oder ganz nackt in die Erde hinuntergeworfen und oben darauf Kalk und ſolche Erdarten, die den Körper ſchnell verzehren. Nach acht oder vierzehn Tagen werden ſie wieder ausgegraben, um andern Körpern Platz zu machen, und ihre Knochen werden in Haufen hingeworfen, um in der Sonne zu trocknen.

Während wir hier ſtanden, wurde irgend eine geringe Perſon in der Nähe des Platzes für die Neger begraben. Ich bemerkte, daß man Kiſſen, eine Decke und einige Kleider mit dem Todten ins Grab legte.

In dieſen letzten Tagen meines Aufenthalts in Havanna habe ich auch mit meiner guten Mrs. Tolmè einige ſchöne Privatgärten beſucht, um verſchiedene Blumen und Früchte beſſer kennen zu lernen. Ich habe mit dem Profeſſor der Botanik, Don Felipe Poè, Bekanntſchaft gemacht und er war ſo artig, mir einige cubaniſche Schmetterlinge zu ſchenken, darunter auch denjenigen, der für den ſchönſten gilt und den Namen Urania trägt. Er hat eine ſchöne dunkelgrüne Farbe und einen ſammetartigen Glanz.

Ich bedaure, daß ich die Bekanntſchaft des intereſſanten und freundlichen Alfredo Sauval nicht ſchon früher

gemacht habe, denn durch ihn hätte ich sehr Vieles in Havanna kennen lernen können, das mich jetzt die Kürze der Zeit kennen zu lernen abhielt.

Vieles scheint auf Cuba in der letztern Zeit verbessert worden zu sein, besonders in Bezug auf die Polizei und auf die Sicherheit der Personen, sowol in der Stadt wie auf der ganzen Insel. Noch vor einigen Jahren (so habe ich von mehren Personen erzählen hören) hörte man oft spät des Abends den Nothruf: „Assassino!" auf den Straßen. Aber Niemand durfte wagen, sich dem Ort zu nähern, von welchem der Nothruf erklang; denn nicht selten war das Geschrei eine Schlinge, und Diejenigen, welche sich dadurch verlocken ließen, setzten sich selbst der Ermordung aus. Wenn Jemand einen Menschen ermordet oder sterbend im Freien auf dem Boden liegen sah, so wagte er nicht, demselben zu Hülfe zu kommen, ohne riskiren zu müssen, daß — wenn der Verwundete starb, ohne daß die Unschuld des Helfers durch Zeugen dargethan werden konnte — er selbst des Mordes angeklagt wurde und sich einen endlosen Proceß auf den Hals zog. Man schreibt den Verbesserungen und Einrichtungen des Gouverneurs Tacon den sicherern und bessern Zustand zu, der jetzt hier besteht. Er war ein strenger Mann und für das allgemeine Beste von großem Nutzen, hat sich aber durch seinen despotischen Sinn bei vielen Einzelnen verhaßt gemacht.

Processe und Sachwalter sind auf Cuba in großem Flor, und die Gewalt und die Eigenmächtigkeit der Gesetze und der Gerichte, sowie die Schwierigkeit für Jedermann, sein Recht zu erlangen, wenn er es nicht für vieles Geld erkaufen kann, ist unerhört. Allein um diesem Uebelstand abzuhelfen, ist eine totale Umbildung sowol der Gerichtshöfe als der Regierung auf der Insel erfoderlich.

Bei meinen Wanderungen in Havanna habe ich stets die dasige Negerbevölkerung mit Vergnügen betrachtet,

die mir freier und glücklicher als die in den Städten der Vereinigten Staaten zu sein scheint. Gewiß ist es, daß man hier weit öfter als dort Neger und Mulatten Handel treiben sieht und daß die Weiber derselben gewöhnlich sehr gut, auch wol prächtig gekleidet sind. Auf den prächtigen Paséos sieht man nicht selten Mulattinnen mit Blumen in den Haaren in Gesellschaft ihrer Familien spazieren gehen.

In den Tabacksläden findet man gewöhnlich Mulatten als Verkäufer, oft auch als Besitzer der Läden. Die schwarzen Einwohner rauchen Cigarren um die Wette mit den Weißen; viele Frauen der zweiten und dritten Classe rauchen auch gern ihre Cigarritos, und man behauptet, daß ein Drittel der Bevölkerung von Cuba mit der Zubereitung der Cigarren, zwei Drittel aber mit dem Rauchen derselben beschäftigt sind.

Unter der weißen Bevölkerung in den Städten unterscheidet man deutlich zwei verschiedene Physiognomien. Die eine hat feine Züge, ein ovales Gesicht, einen stolzen und oft düstern Ausdruck und gehört dem castilianischen Stamme an. Die andere hat ein rundes Gesicht, platte, breite Züge, einen jovialen, aber gemeinen Ausdruck und gehört den Catalanen an. Die erstere ist zur Magerkeit, die letztere zur Corpulenz geneigt. Die Castilianer findet man am häufigsten unter den Beamten, die Catalanen unter den Handeltreibenden. Die Letztern hängen innungsartig zusammen und stehen nicht gerade in gutem Vernehmen mit den Castilianern und Creolen. Die Creolen sind gute Leute und scheinen aus dem lieblichen Klima der Insel einen milden und harmlosen Charakter einzusaugen.

Unter den Versuchungen, die ich auf Cuba bestehen mußte, war auch die Idee zu einer Reise nach Jamaica, die sich sehr leicht hätte ausführen lassen und die ich auch gewiß ausgeführt haben würde, wenn ich nur mehr Zeit übrig gehabt hätte. Ich hätte gern auf Jamaica die Neger

gesehen, wie sie sich in einem christlichen Staate selbst regieren. Durch den ältern Mr. Tolmè und durch einige seiner Bekannten aus Jamaica habe ich jedoch ein ziemlich klares Bild der dasigen Zustände erhalten. Es scheint, als ob die freien, zum Christenthum übergetretenen Neger den Eigenschaften so ziemlich treu bleiben, welche sie in Afrika haben. Man hat für sie große Häuser gebaut mit bequemen Wohnstuben, Küchen und Gärten, in denen sie in Bezug auf Wohnen und Arbeiten alle Vortheile der Association und des Alleinlebens miteinander verbinden können. Vergebens! Die großen bequemen steinernen Häuser stehen beinahe leer. Der Neger liebt steinerne Gebäude und die Association nicht. Der höchste Zweck jedes Negers besteht darin, sich ein kleines Stückchen Grund und Boden („a mountain" nennen sie es, und das bedeutet — soviel ich vermuthe — eine Anhöhe) zu kaufen, wo er sich eine Hütte von Birkenrinde mit Palmenblättern gedeckt aufbauen, die Bäume seines Vaterlandes anpflanzen und ein Bischen Land zu Zuckerrohr oder Mais und Erdfrüchten umgraben kann. Er arbeitet blos, um sich dieses irdische Paradies zu verschaffen. Hat er dies erreicht, so besteht sein Vergnügen darin, auszuruhen, so viel als möglich zu genießen und so wenig als möglich zu arbeiten. Und warum sollte er denn auch arbeiten? — Ehrgeiz, Wißbegierde, Lust, die Welt geistig oder körperlich zu erobern, die der Schöpfer der kaukasischen Race einflößte, sind ihm nicht zu Theil geworden. Er empfing dagegen die Fähigkeit des sorgenlosen Genusses, die frohe Laune, den rhythmischen Gesang und Tanz. Der Himmelsstrich, unter welchem er geboren ist, begünstigt die letztern Gaben und steht den erstern entgegen.

Auch im Handel zeigt der Neger seine Neigung, sich in seiner kleinen Welt zu isoliren, und seinen Widerwillen oder seine Unfähigkeit zur Association. Anstatt eines großen Handelshauses für Zucker oder Kaffee bilden

ſich zehn kleine Läden, in denen Jeder für ſich allein ohne Gemeinſchaft mit den Andern Zucker und Kaffee verkauft.

In Folge dieſer Neigungen arbeiten die Neger nicht gern für größere Plantagenbeſitzer und verlangen dabei einen übertriebenen hohen Tagelohn. Bekommen ſie nicht ſo viel, wie ſie verlangen, ſo ziehen ſie lieber vor, gar nicht zu arbeiten. Und das können ſie wohl, denn ihre Bedürfniſſe ſind gering, und dieſer ſchöne Boden ernährt ſie für wenig Mühe.

Darum ſind auch faſt alle größern Plantagen auf Jamaica in Verfall gerathen und ihre Beſitzer untergegangen. Die meiſten großen Plantagen ſtehen zum Verkauf um niedrige Preiſe.

Gleichwol habe ich von zwei größern Plantagenbeſitzern auf Jamaica, von einem Engländer und von einem Spanier, gehört, daß ſie keine Veranlaſſung zur Klage haben und daß es ihnen ſtets gelungen iſt, die Arbeit von den Negern zu erhalten, welche ſie bedurft hatten. Aber ich vermuthe dann, daß ſie den Negern nicht gar zu viel zugemuthet und dieſelben mit Milde behandelt haben.

Und warum ſollte die Arbeit für muntere Leute nicht auch munter gemacht werden können? — Die Neger ſelbſt ſcheinen durch ihr nächtliches Singen in den Zuckermühlen den Weg, die Art und die Weiſe zeigen zu wollen, wodurch ſie zu fleißiger Arbeit veranlaßt werden können. Laßt ſie unter Muſik und Geſang zur Abeit gehen, dann wird ihnen vielleicht die Arbeit von ſtatten gehen, wie der Tanz. Allein die Europäer denken, daß man ohne Tagelohn und ohne — Peitſche nicht arbeiten kann!

Am Morgen des 8. Mai.

Ich habe meine letzte große Ausſicht auf Cuba von dem Azoteon auf Alfredo Sauval's Haus genoſſen. Das

war gestern Abend bei Sonnenuntergang. Zum letzten mal habe ich diese schönen Palmenwälder, diese prächtigen, glänzenden Häuser, diesen milden Himmel, dieses blaue Meer in dieser Beleuchtung, in dieser köstlichen bezaubernden Abendluft gesehen. Heute Nachmittag gehe ich an Bord „the Isabel“ und sage den Palmen und Ceibas, den Cucullos und Contretänzen, den Guadarajahs und Sternbildern, den afrikanischen Trommeln, Gesängen und Tänzen, der glücklichen und unglücklichen Bevölkerung, der Hölle und dem Paradies von Cuba auf immer Lebewohl!

Ich habe Abschied von guten Freunden genommen, habe das Denkmal des Columbus am „la Plaza de Armas“ abgezeichnet und zum letzten mal meine liebe „Cortina de Valdez“ besucht und die Brandung an Morro's Felsen schäumen sehen. Auf dem Rückweg nach meiner Wohnung ging ich in eine Restauration und verlangte „dos libras de dulces“, die ich einigen kleinen Mädchen geben wollte. Als ich das Confect bezahlen wollte, gab mir der junge Herr, welcher hinter dem Ladentische stand, mein Geld mit einem artigen: — „Es kostet nichts, Señora!“ — zurück. Ich glaubte, daß er mich, oder daß ich ihn nicht verstanden hätte, reichte ihm deshalb das Geld nochmals hin und erhielt es von ihm mit denselben Worten nochmals zurück. Nun erinnerte ich mich an Das, was ich von der spanischen und cubanischen Galanterie gehört hatte, und sah mich um; da erblickte ich an der andern Seite des Zimmers in der Nähe der Thür Mr. Sauval und — nun war mir die Sache klar.

— „Ah, das ist Etwas von eurer spanischen Sitte!“ — sagte ich zu ihm. Er lächelte, wollte aber augenscheinlich keinen Dank von mir haben.

Eines Tages rühmte ich zufällig einen kleinen Korb, den seine Frau in der Hand hielt. Sogleich mußte ich ihn als Geschenk annehmen. Alle meine Proteste halfen

nichts. Ich mußte mich von dieſer Zeit an ſehr in Acht nehmen, Etwas zu rühmen.

Nun muß ich von den guten Tolmès und Schaffenbergs Abſchied nehmen und einige Briefe beendigen. Wenn ich dir das nächſte mal ſchreibe, bin ich in den Vereinigten Staaten. Ich habe neues Leben auf Cuba getrunken, aber leben könnte ich daſelbſt nicht. Das kann ich blos da, wo das Leben der Freiheit lebt und wächſt!

Achtunddreißigster Brief.

Schreiben an Ihre Majestät die Königin Witwe Karolina Amalia von Dänemark.

Cuba, Westindien, im April 1851.

Eure Majestät!

— „Schreiben Sie mir aus Amerika!" — das waren die freundlichen Abschiedsworte, welche Eure Majestät an mich richteten, als ich das letzte mal, auf Sorgenfrei, die Freude hatte, Eure Majestät zu sehen! Und diese Worte haben mich auf meiner langen Reise begleitet wie eine der schönen und kostbaren Erinnerungen, die ich dem guten Dänemark zu danken habe, denn sie erinnerten mich an die große Güte, welche Dänemarks Königin mir erwiesen hat. Sie sind bei mir geblieben, sowie der Wunsch in meinem Herzen geblieben ist, diese Güte dadurch erwidern zu können, daß ich von dem Boden der Neuen Welt einige recht schöne geistige Blüten überreichen könnte, nicht unwürdig der Rosen, welche Eurer Majestät eigene schöne Hand mir in der Stunde des Abschieds aus Eurer Majestät Rosengarten schenkte. Aber lange hat es in meinem Innern gezaudert, ehe ich Geistesfreiheit und Gemüthsruhe genug gefunden habe,

um aus der reichen Flora, welche Amerikas Boden erzeugt, Etwas zusammenzubinden, was einem Strauß oder einem Kranz gleicht, Etwas, was Eurer Majestät Vergnügen gewähren könnte. Mit weniger konnte ich doch nicht zufrieden sein.

Von der Königin der Antillen, von der schönen „Isla de Cuba", schreibe ich jetzt an Dänemarks schöne und gute Königin. Und während die Sonne glühend über die Kaffee- und Bananenwälder in „Cafetal La Concordia" (meinem gegenwärtigen Aufenthalt) emporsteigt, während rosenfarbige Flamingos ihre Flügel entfalten, um sich in dem Morgenwinde zu kühlen, und kleine Negerkinder — nackend wie sie Gott geschaffen hat — auf grünen Flächen herumhüpfen und sich tummeln, während smaragdgrüne Kolibris die prächtigen Hybiscusblüten umflattern, versetze ich mich im Geiste zu „der grünen Insel", in die kühle schattenreiche Wohnung, wo ich Nachtigallen in den Buchenwäldern um Eure Majestät singen hörte, und überreiche dort mittels dieser Zeilen meinen Tribut an Ehrfurcht und Ergebenheit.

Auf Cuba kann ich besser als von irgend einem andern Punkt auf dieser Seite der Erdkugel von der Neuen Welt sprechen, denn Cuba liegt zwischen dem nördlichen und südlichen Amerika; die anglo-amerikanische und die spanische Volksrace begegnen sich hier — im Guten und im Bösen, insgeheim und offen um die Oberherrschaft kämpfend. Und mitten in dieser wunderbar schönen Natur, die dem Wendekreis angehört, unter dieser tropischen Sonne, unter Palmen- und Kaffeeplantagen sieht man schon nordamerikanische Häuser, Eisenbahnen und Handelsläden, und das anglo-amerikanische: „go a head" stößt hier mit dem Wahlspruch der spanischen Creolen: „poco a poco" zusammen, und ob es früher oder später den Sieg davontragen wird — das ist nicht schwer vorauszusehen.

Wenn man das Bild der Natur, der Bevölkerung und der Staaten von Nordamerika frisch in der Seele hat, so ist es eine große Erquickung, auf dieser schönen Insel ein so ganz entgegengesetztes Gemälde von der Natur, der Bevölkerung und den Staaten Südamerikas in sich aufzunehmen. Denn Beide gehören wesentlich zu dem Gemälde der Neuen Welt und Nordamerika stellt in Natur, Cultur und Sitten blos die eine Hälfte davon dar. Die südliche Hälfte mit ihren noch nicht organisirten Staaten, mit ihrem chaotischen Leben, aber mit ihrer reichen großen Natur, ihrem Amazonenfluß und ihrem Andengebirge, mit ihren Palmen und mit ihrem ewigen Sommer wird in der Berührung mit der Bevölkerung der nördlichen Hälfte ein herrliches Leben entwickeln, vielleicht nicht so stark, aber süßer und schöner als dieses. Und Beide werden Eins in diesem großen menschlichen Reiche werden, welches zwischen dem Atlantischen und Stillen Meer, zwischen dem Nord- und Südmeer emporwächst. Denn wenn Südamerika gegenwärtig auch noch nicht eine Bevölkerung oder einen Charakter zeigt, der Achtung oder Bewunderung hervorzurufen geeignet ist; wenn es der Natur noch zu unterliegen, anstatt sich über dieselbe zu erheben, wenn es von der Sonne ermattet zu werden scheint, anstatt von deren glühendem und reinem Licht inspirirt zu werden — so wissen wir doch, daß es unter diesem Himmelsstrich, unter dieser Sonne und unter diesen Palmen war, wo die sonnenanbetenden Peruaner und die edeln Azteken lebten, daß es unter diesem Himmelsstrich, unter dieser Sonne und unter diesen Palmen im Osten war, wo die älteste Weisheit, die älteste Poesie auf der Erde geboren wurde, die Vedas der Hindu, ihre Tempel, deren Ruinen noch heute Gegenstand unserer Bewunderung sind, ihre Gesänge und Gedichte Sakuntala, Urvasi und Vikrama und andere solche liebliche und edle Erzeugnisse, wie sie nur nur unter diesen Palmen und in einer solchen Luft gedichtet

werden können, die ſinnreichſten Sagen, das Schachſpiel, die luftigen Tänze der Bajaderen und viele Künſte und Wiſſenſchaften zur Verſchönerung des Lebens, die blos da entſtehen zu können ſcheinen, wo das Leben der Natur einem beſtändigen Feſttag gleicht. Und was einmal geblüht hat, das kann unter ähnlichen Verhältniſſen zu einer neuen oder höhern Ausbildung wiederkehren. Der tropiſche Kreis des Morgenlandes hat ſeine Blüten getrieben, der des Abendlandes wird die ſeinigen im Licht des Chriſtenthums noch treiben. Gegenwärtig kann man blos ahnen, was es einſt werden wird, aus dem herrlichen Naturleben ahnen, welches gegenwärtig deſſen ſchönſtes Erzeugniß iſt.

Allein es war das Volk und Land von Nordamerika, worüber Eure Majeſtät Etwas zu hören wünſchten; und darum will ich von dieſen beiden ſprechen. Denn obgleich Eure Majeſtät das Schöne in der Natur ſehr lieben, ſo weiß ich doch, daß Eure Majeſtät noch weit mehr Das lieben, was das Menſchenwohl und Menſchenglück im höhern und eigentlichen Sinne befördert. Sind nicht Eure Majeſtät eine von den Müttern der Menſchheit, eins von den hohen und holden Weſen, die das jüngere Geſchlecht umfaſſen, um es höher zu erheben und dem Vater der Liebe und Vollkommenheit zu nähern?! — Sah ich Eure Majeſtät nicht von vater- und mutterloſen Kindern umgeben, die zu Eurer Majeſtät wie zu einer Mutter emporblickten, als ich Eure Majeſtät zum erſten mal ſah, an jenem Weihnachtsabend, als die Weihnachtslichter auf dem nordiſchen Tannenbaum brannten, den Kindern zur Freude und den himmliſchen Kinderfreunden zum Ruhm! Und habe ich nicht mehr als ein mal Eure Majeſtät den Wunſch und die Hoffnung „nach einem Staat auf Erden ausſprechen hören, in welchem allen Gliedern gleiche Gelegenheit zur Erwerbung von Tugend und Kenntniſſen, Thätigkeit und Wohlſtand gegeben wird, nach einem Staat, in welchem die Güte

und Tüchtigkeit die höchste Aristokratie bilden und die höchste menschliche Würde den höchsten Rang einnimmt"?

Wie weit auch die Vereinigten Staaten Amerikas von diesem staatlichen Zustand noch entfernt sein mögen, man kann doch nicht leugnen, daß sie nach diesem Ziele streben und daß sie sich demselben mit jedem Tage mehr nähern, vielleicht mehr als andere Staaten auf Erden. Dies gilt ganz besonders von den nördlichen und freien Staaten der Union, welche vorzugsweise von den Abkömmlingen der ältesten Pilger bevölkert sind und in die der Quäkerstaat überall seine Boten mit der Botschaft des „innern Lichts", der Freiheit, des Friedens und der allgemeinen Brüderschaft ausgesandt hat. Enthusiasmus für Religion und Menschenwohl hat diese nördlichen Staaten gegründet. Und auf dieser Grundlage sind sie groß und stark geworden und wachsen noch heute, ihre Macht immer mehr und mehr ausbreitend.

Die südlichen Staaten erkennen zwar dieselben Grundsätze von Freiheit, Menschenrecht, und Menschenglück als ihren Zweck an, allein sie tragen eine Kette, die ihre Fortschritte auf dem Wege der menschlichen und staatlichen Entwickelung hemmt, eine Kette, welche sie theils nicht abwerfen wollen, theils nicht abwerfen können: — das Institut der Sklaverei. Sie haben die Neger als Sklaven gefesselt, und die Negersklaven fesseln sie wieder; sie hindern sie, das Schulwesen, die Industrie und alle staatlichen Einrichtungen zu entwickeln, welche einen Staat so groß und so frei machen, wie es in den nördlichen Staaten der Union geschieht.

In diesen letztern gewährt es eine große und reine Freude, die Entwickelung des Freiheitslebens zu betrachten. Und ungeachtet der Unarten und Abarten desselben, die sich dort noch davon ablösen und Unordnung erzeugen, gewährt doch das Ganze ein herrliches Schauspiel.

Denn die ganze Bewegung des Staates daselbst ist iene vorwärtsstrebende; sie ist ein Strom von Bildung

und Verbesserung, der alle Classen, alle Zweige der Thätigkeit umfaßt, auch die entferntesten ergreift und auch die isolirtesten Individuen mit sich fortreißt.

Dabei hat der Staat daselbst klar erkannt und hat es klar und stark, in Worten und in Handlungen ausgesprochen, daß es die Pflicht des Staats ist, dafür zu sorgen, daß jeder Staatsbürger dahin gelangen kann — ein Mensch zu werden.

Daher rührt das großartige und vortreffliche Volksschulensystem, das zuerst in dem Pilgrimsstaat Massachusetts begonnen hat und dann unter Modificationen und Verbesserungen in allen freien Staaten der Union nachgeahmt worden ist und noch nachgeahmt wird. Ueberall sind daselbst freie allgemeine Schulen entstanden, in denen die Kinder, Knaben und Mädchen (in gesonderten Schulen) unentgeltlich Unterricht bis zu ihrem funfzehnten oder sechzehnten Jahre erhalten. Sie können dann aus diesen Schulen noch Akademien und Hochschulen besuchen, falls sie nicht lieber in das praktische Leben mit den Kenntnissen eintreten wollen, die ihnen die allgemeine Schule gegeben hat und die gar nicht unbedeutend zu sein scheinen, da viele der „besten Männer", viele berühmte Staatsmänner Amerikas in keiner andern Schule als in dieser und in der Schule — des Lebens studirt haben.

Dem weiblichen und mütterlichen Sinn Eurer Majestät möchte ich vor allem diese großartigen, sich immer mehr und mehr entwickelnden Anstalten zur Erziehung des heranwachsenden Geschlechts zeigen können, für alle jugendlichen Glieder des Staats geöffnet und die Kinder der Armen noch mehr wie die der Reichen begünstigend. Und gleich daneben möchte ich ein Bild von der zunehmenden Bedeutung der jungen Frauenwelt im Staate als Lehrerin auch außerhalb der Familie und des Hauses darstellen. Ich möchte den Blicken Eurer Majestät diese großen und heitern Lehrsäle zeigen können, wie man sie gegenwärtig in den allgemeinen Schulen von Massachusetts

bis Wisconsin und Illinois, von Neuhampshire bis nach Ohio findet, in welche Luft und Licht frei einströmen kann, Lehrsäle voll schöner Kinder mit hellen lebhaften Augen, und darin die jungen Lehrerinnen, Neuenglands Töchter und Neuenglands Ruhm, fein und angenehm im Aeußern und im Betragen und dabei gleichwol auf ihrem Grunde fester stehend als die Alpen und Anden der Erde, und einen Schwarm junger Republikaner in der Schule leichter und besser lenkend, als ein strenger Lehrer sie mit einer Baßstimme und mit der Karbatsche lenken würde.

Amerikas junge Töchter in den freien Staaten der Union werden nicht in Unkenntniß und Unthätigkeit erhalten, wie der größere Theil der jungen Mädchen in Europa. Sie lernen zeitig, daß sie sich auf Gott und auf sich selbst verlassen müssen, wenn sie Achtung und einen selbständigen Werth erlangen wollen; sie gehen zeitig aus ihrer Häuslichkeit heraus und besuchen die Schulen, wo ihnen Gelegenheit geboten wird, in Studien und Wissenschaften ebenso weit wie Jünglinge vorzuschreiten, und wo sie zeigen, daß Kenntnisse, die man bisher als zu schwierig für sie betrachtet hat, ebenso leicht für sie zu erlangen sind wie die äußerlichen Kenntnisse und Talente, auf welche man bisher ihre Erziehung beschränkt hat. Sie zeichnen sich durch Kenntnisse in der Mathematik und Rechenkunst, in der Physik, in den alten Sprachen, wenigstens im Lateinischen, und in andern ihnen bisher verbotenen Zweigen des Wissens aus. Und ihre schriftlichen Arbeiten in Versen und in Prosa zeugen von einer bei so jugendlichem Alter ungewöhnlichen Reinheit des Stils, Klarheit der Gedanken und Weite der Anschauung. Man sieht, daß der Geist der Neuen Welt die Schwingen ihres Geistes entfaltet und ihnen den freien Flug über die Felder der Erde gestattet hat. Das amerikanische Weib wird zur Weltbürgerin gebildet; sie lernt das ganze menschliche Geschlecht umfassen. Das ist unverkennbar

der Zweck ihrer Schulerziehung, wenn ihm gegenwärtig auch noch ein System fehlt, das dazu führen kann. Aus den allgemeinen Schulen können die Mädchen auf die hohen Schulen und auf die Akademien für Frauen übergehen. Daselbst können sie Prüfungszeugnisse und Diplome erhalten und — mit diesen versehen — als Lehrerinnen sich über die ganze Union verbreiten.

Und das thun insonderheit die Töchter Neuenglands, die einen ganz besondern Beruf für den Lehrerstand zu haben scheinen, den sie oft nicht aus Nothwendigkeit, sondern aus Liebe ergreifen.

Ueberall in den Vereinigten Staaten, im Westen wie im Norden und Süden der Union, wo irgend eine Schule in Wirksamkeit tritt, trifft man junge Lehrerinnen aus den Staaten Neuenglands, d. i. aus den Staaten, die von den Nachkommen der Pilger bevölkert worden sind. Und das Ansehen der Frauen als Lehrerinnen der Jugend steigt in Amerika immer mehr. Aber nicht blos als Lehrerin sucht der Geist der Neuen Welt dem Weibe eine freiere Entwickelung ihres Wesens und ihres Wirkungskreises zu bereiten, auch auf dem Gebiet der Kunst und der Handwerke sucht er ihm freie Bahnen zu eröffnen.

— „Wenn ich zu wählen hätte, ob ich den Weibern oder den Männern eines Landes die Erziehung überlassen sollte, so würde ich die Männer verlassen und mit den Frauen beginnen!“ — sagte eines Tages einer der hiesigen Gesetzgeber zu mir. Und ich glaube nicht, daß ich zu viel sage, wenn ich behaupte, daß diese Gesinnung von dem größten Theil der Männer in den Vereinigten Staaten getheilt wird. So stark ist die Ueberzeugung von der Gewalt des Einflusses, den die Frauen auf das heranwachsende Geschlecht üben.

Und es ist wol keine Frage, daß das Streben nach der höhern Entwickelung und Bedeutung der Frauen im Staate einer der ausgezeichnetsten Züge, eins der größten Verdienste und eine der vorzüglichsten Zukunftsarbeiten

dieser neuen Weltbildung ist. Es ist nur nöthig, daß sie diese Aufgabe nicht auf halbem Wege liegen lassen. Ich glaube nicht, daß es den Männern an Gerechtigkeit und Ritterlichkeit fehlen wird, wenn die Frauen mit Beurtheilung und edelm Ernst den Platz einnehmen, den ihnen der Staat einräumen will.

Mit Recht pflegt man den Bildungsgrad eines Volkes nach seiner Achtung gegen die Frauen und nach der Stellung, welche sie im Staate einnehmen, zu messen; denn um ein Wesen richtig zu würdigen, dessen höchste Kraft im Geistigen liegt, ist auch ein nicht geringer Grad von Geistesbildung erfoderlich. Das Volk Amerikas hat bewiesen, daß es diese Bildung besitzt, und sie wird in demselben Maße steigen, in welchem sich die Frauen des Landes verdient darum machen.

Ich erwähnte einen Strom von Bildung und Verbesserung, der in den freien Staaten alle Staatsbürger in sich aufnimmt, und nannte die Volksschule als dessen wesentlichste Gewalt. Diese und mehre andere, der menschlichen Entwickelung günstige Anstalten gehören dem Staat an; aber neben denselben geht eine Bewegung freier Entwickelung im Volksleben, die ich der Circulation des Safts in einem frisch wachsenden Baum vergleichen möchte. Die freie Association tritt an die Stelle des alten Zunftwesens als Ordnerin und Beförderin aller verschiedenen Interessen und Functionen des ganzen Staatskörpers. So entstehen religiöse, moralische und industrielle Corporationen im Staate und treten in ein treues Verhältniß zu demselben, während darin der gute Wille und die besondere Kraft und Fähigkeit jedes einzelnen Individuums bis zu seiner höchsten Potenz zur Geltung gebracht wird. Die Vereinigten Staaten stellen die höchste Entwickelung und Vereinigung der Individualität und Allgemeinheit dar.

Diese Bewegung von innen heraus, aus dem eigenen harmonischen Wesen der Menschheit wird von außen her durch die freie Circulation und Communication begünstigt,

welche die zahlreichen schiffbaren Flüsse Amerikas darbieten, auf denen sich Tausende von Dampfbooten bewegen, und in der neuesten Zeit durch die Eisenbahnen und Telegraphenlinien, die über alle Theile der Union von Staat zu Staat, von Stadt zu Stadt ausgedehnt sind.

Die große Verbreitung von Zeitungen im Lande, aller Bücher, welche die Liebe des Volksherzens gewonnen haben, und der großen religiösen Volksliteratur, die in Millionen kleinen Schriften, „tracts“ oder „tales“, sich wie ein Morgenthau oder wie ein Mannaregen über die Bevölkerung ergießt — gehört wesentlich mit zu dieser belebenden Circulation.

Und überall, wohin der Anglo-Amerikaner vordringt, ersteht dieselbe Bildung und dasselbe Leben. Mit staunenerregender Kraft und Sicherheit führt er seine Mission als Veredler der Welt und als Bildner freier, sich selbst regierender Staaten aus, und auch das Institut der Sklaverei vermag der Kraft der Bildung und Freiheit nicht zu widerstehen, die mit ihm über die Erde dahin schreitet.

Wohin die Söhne und Töchter der Pilger vordringen, errichten sie Wohnhäuser, Schule und Kirche, Handelsläden, eine gesetzgebende Versammlung, ein Hôtel für Fremde, ein Asyl für Unglückliche oder Aelternlose und das Gefängniß wird in eine Besserungsanstalt, zu einer neuen Schule für den unwissenden oder entarteten Sohn umgewandelt. Wohin sie kommen, bekennen sie laut den Namen und die Lehren des Meisters, welcher „der Weg, die Wahrheit und das Leben“ ist, und auf diesem Felsen gründen sie das Leben des Staates und der Gemeinde. Das Recht der Anglo-Amerikaner, ein großes Volk zu werden, liegt in ihrer Christologie. Es ist der Geist des Weltversöhners, der sie zu Welteroberern macht.

Wenn man die nordöstlichen Staaten verläßt, in denen die Standarten der Religion und der Freiheit zuerst aufgepflanzt wurden, und sich von da nach Westen bis an die Grenzen der Wildniß jenseit des Mississippi begibt,

wo der Indianer noch sein Wildpret jagt, sein Zelt errichtet und sein nächtliches Feuer anzündet, kann man den neuen Gang und die Weise der Bildung am besten beobachten.

Eure Majestät haben jedenfalls oft Beschreibungen von dem wunderbaren Wasserfall Niagara, von den beinahe noch mehr wunderbaren Prairien des Westen, wo die Sonne ihr Bild in einem Ocean von Sonnenblumen, die im Winde hin und her wogen, spiegelt, von dem gewaltigen Wachsthum der Staaten und Städte des großen Westen, von dem riesigen Mississippifluß, von den Goldgruben Californiens und von andern Löwen des großen Westlandes gelesen. Aber weniger bekannt und seltener beschrieben sind die ersten Schritte der Bildung, das erste Aufkeimen derselben in der Wildniß; und Das war es auch, was neben den großen Naturscenen meine Aufmerksamkeit am meisten auf sich zog. Denn es ist sehr erfreulich, die ersten Schritte eines Kindes zu beobachten und zu sehen, wie dasselbe gehen lernt und zum Mannesalter heranwächst.

Wollen Eure Majestät sehen, wie das Kind — die Bildung dieser Neuen Welt — seine ersten Schritte unternimmt?!

Die Bäume fallen vor der Axt des neuen Ansiedlers längs der Ufer eines Flusses — und Flüsse gibt es überall in Amerika — ein kleines Blockhaus erhebt sich am Rande des Waldes und am Ufer des Flusses; ein Weib steht in der Thür des Hauses und hält ein kleines fleischiges Kind auf dem Arme. Vor dem Hause reißt der Mann die Erde auf und pflanzt Mais hinein; weiter hin weiden ein paar fette Kühe und einige Schafe auf freier uneingeschlossener Weide. Der Mann bearbeitet das Feld und melkt die Kühe; er verrichtet alle Arbeiten außerhalb des Hauses. Die Hausfrau bleibt daheim, wartet die Kinder und besorgt das Hauswesen; besser kann kein Weib Beides warten und besorgen. Die Rein-

lichkeit und Ordnung in ihrem eigenen Weſen ſpiegelt Alles im Innern des Hauſes ab. Es gibt kein ſauberes und wohnlicheres Haus auf der Erde als das amerikaniſche — auch bei den Armen. Kein Wunder, daß ſich der Mann darin wohl befindet und daß der Amerikaner wenig von andern Vergnügungen, außer von denen weiß, die er in ſeinem Hauſe findet, kein anderes Ziel des Glücks auf der Erde kennt, als eine gute Gattin, ein wohnliches Haus zu beſitzen.

Ein Blockhaus iſt im Walde entſtanden und nicht weit entfernt von demſelben entſtehen auf dieſelbe Weiſe zwei bis drei andere Blockhäuſer. Man findet in ihnen prächtig aufgethürmte Betten und oben auf der Leiſte ſtets eine Bibel, ein Pſalmbuch und einige Lehrbücher. Ein wenig weiter davon entfernt erhebt ſich ein etwas größeres Blockhaus, in welchem ſich ein oder zwei Dutzend Kinder, halbwilde Producte der Wildniß, verſammeln. Es iſt die Schule. Das Schulzimmer iſt ärmlich und ohne Hausgeräth; aber an den Wänden hängen Karten über alle Welttheile und in den Händen der Kinder befinden ſich Bücher, welche die edelſten Perlen der Literatur in Denkſprüchen, kurzen Abhandlungen, Erzählungen, Gedichten u. ſ. w. enthalten.

Allmälig ſteigen mehre Häuſer empor, einige von Balken, andere von Stein; ſie werden immer prächtiger und umgeben ſich mit Fruchtbäumen und Blumen. Man ſieht gleichzeitig mit den hölzernen Häuſern eine Kapelle von Holz entſtehen, wenn ſich ſteinerne Häuſer erheben, kommt auch eine ſteinerne Kirche und das Rathhaus. Der Boden iſt rings von Ernten bedeckt, die Heerden wachſen, bald ſieht man ein oder mehre Dampfboote den Fluß herauf kommen, vor der neuen Anſiedelung anlegen, Waaren tauſchen und Zeitungen zurücklaſſen.

Nach Verlauf von zwei Jahren ſieht man hier eine kleine Stadt mit zweitauſend Einwohnern. Mütterliche Frauen errichten eine Sonntagsſchule in der Kirche, ſam-

meln kleine Kinder für den Unterricht im Christenthum und stiften ein Asyl für die älternlosen Kleinen. Die Handelsläden sind gleichzeitig mit der Schule und mit der Kirche entstanden und machen mit diesen zusammen ein Kennzeichen für die Niederlassungen der Anglo-Amerikaner aus. Und wo der Anglo-Amerikaner diese Zeichen aufpflanzt, da zieht sich der rothe Mann, gegenwärtig fast ohne Widerwillen, zurück mit seinen Zelten und mit seinen erniedrigten Frauen und geht weiter in die Wildniß, um dort sein Feuer anzuzünden und sein Zelt aufzurichten. Er weiß aus Erfahrung, daß die neue Ansiedelung, die er entstehen sieht, in einem Vierteljahrhundert eine große Stadt mit fünftausend und mehr Einwohnern sein wird.

Ich habe von dem Vorwärtsschreiten der neuen Menschheit im Westlande gesprochen, aber ich muß, um der Gerechtigkeit Genüge zu leisten, auch einige Worte von dem Vorwärtsschreiten der alten Menschheit sagen, denn ach, diese alte Menschheit schreitet gleichzeitig mit der neuen vorwärts, und der Mensch ist auch hier, auf dieser neuen Erde, der alte Sünder, er säuft, schlägt sich und spielt, er stiehlt, macht sich lächerlich und bläht sich auf, „tout comme chez nous“, auch in dem großen Westen, am Mississippi und am Stillen Meer, vielleicht noch ein wenig ärger, denn die Menge gewissenloser Glücksritter, die sich dort sammelt, ist groß und die Kräfte, welche dieselbe im Zaume halten sollen, haben sich noch nicht volle Geltung verschaffen können. Die Freiheit ist hier noch in ihren Flegeljahren.

Eine große Schwierigkeit bei der Cultur des Westlandes ist die große Auswanderung dahin von einem bedeutenden Theil der rohen und armen Bevölkerung Europas und der misrathenen Kinder der Staaten des östlichen Amerika. Allmälig ordnet sich jedoch diese Bevölkerung dem Einfluß der neuen Weltbildung unter und mit jedem Jahre verschafft sich der neue Adam ein größeres

Uebergewicht über den alten, sowie die bessere Auswanderung aus den Pilgerstaaten zunimmt und festen Fuß faßt und mit ihr die Schule, die Kirche und die bessere periodische Presse mehr Spielraum gewinnt.

Das Mississippithal hat Raum für ungefähr zweihundert Millionen Bewohner, und die amerikanische Union besitzt Herz und Macht genug, um alle Fremdlinge, alle ausgearteten oder unglücklichen Kinder der Erde in sich aufzunehmen und ihnen einen Theil von ihrem Boden und von ihrem geistigen Leben zu geben.

Dieses Mississippithal — die Centralgegend Nordamerikas — stellt in seiner Ausdehnung alle Hauptzüge dar, welche das große Reich der Vereinigten Staaten (zu denen ich auch — was die Bevölkerung und die Natur anlangt — die englischen Colonien im Norden rechne) auszeichnen. Es umfaßt von den Quellen des Mississippi im nördlichen Minnesota bis zu der Mündung in dem Mexicanischen Meerbusen im Süden alle Klimate (mit Ausnahme des allernördlichsten), alle Producte, welche dieser Welttheil hervorbringt, alle Völker, die er in seinem Schooße trägt. In Minnesota sehen wir noch Indianer in ihrer Blüte. Die Tannenwälder sind dort heimisch und der Winter ist frisch wie bei uns. Es gibt dort herrliche Quellen, fischreiche Flüsse und Seen, reiche Jagd und guten, aber noch uncultivirten Ackerboden. Norweger und Dänen haben bereits angefangen, dahin vorzudringen. Aber ihre und der Schweden eigentliche Colonien finden sich jetzt südlich von Minnesota, in den Staaten Wisconsin und Illinois, wo die Natur einer großartigen lichten Idylle gleicht. Hier wächst allmälig ein neues Skandinavien empor. Und es gereicht mir zur großen Freude, der Wahrheit gemäß bezeugen zu können, daß unsere Landsleute allgemein für redliche, arbeitsame und brave Leute gelten. Sie müssen im Anfang hart arbeiten und viele Entbehrungen ertragen. Aber je mehr die Zahl der Arbeitenden zunimmt, desto

leichter wird die Arbeit, deſto mehr gibt der im Allgemeinen reiche Erdboden her. Die Norweger bilden den ackerbauenden Kern der ſkandinaviſchen Bevölkerung. Die Dänen ſind im Vergleich zu ihnen nur in geringer Anzahl vorhanden, und ich habe die Dänen hier häufiger als Kaufleute, denn als Landbauer gefunden.

In Wisconſin und in Illinois beginnt Nordamerikas eigentliche Ackerbaugegend und der ungeheure Kornboden, der ſich auf beiden Seiten des Miſſiſſippi bis zu den Staaten Kentucky und Miſſouri hinzieht und, wenn er vollſtändig angebaut ſein wird, alle Staaten der Union mit Brot ausreichend verſehen können ſoll. Jetzt ſieht man dort wol große Flächen voll goldenen wogenden Mais, aber noch größere Flächen gibt es daſelbſt, auf denen blos hohes Gras und wilde Blumen wachſen. Deutſche und Irländer ſtrömen in dieſe Gegend. Die Hälfte der Bevölkerung der großen Städte beſteht aus Deutſchen. Dieſe muſiciren, halten Schießübungen und Tänze und trinken Bier wie in der Alten Welt, während ſie an der Selbſtregierung und an dem Geſchäftsleben der Neuen Welt theilnehmen.

Unterhalb Kentucky und Miſſouri beginnt die Baumwollengegend. Man erblickt hier Baumwollenpflanzungen und Sklavendörfer. Dann kommt die Gegend des Zuckerrohrs mit ſommerwarmen Winden und Sonnenſchein mitten zur Winterszeit, ſchönen Plantagen, Magnolien- und Orangenwäldern. Hier iſt Louiſiana, die mildeſte Sommerluft und die härteſte Sklaverei, der ſüdlichſte von allen Miſſiſſippiſtaaten.

Hier trifft man Franzoſen und Spanier und Leute aus allen Ländern der Welt unter anglo-amerikaniſcher Regierung und Geſetzgebung.

Ein eigenthümliches Schauſpiel in dem Leben der Vereinigten Staaten gewähren die ſüdlichen Staaten durch ihre Natur und durch ihre Einrichtungen. Der Reiſende in dieſen ſüdlichen Staaten wird nicht erbaut.

Keine staatlichen Ideale erheben hier sein Gemüth und seinen Blick, kein großartiges allgemeines Streben erhebt hier, wie in den freien Staaten, das Leben des Staats wie des Individuums. Aber er ergötzt sich an den zahlreichen neuen und ungewöhnlichen Gegenständen, er trifft viele ungewöhnlich gebildete und angenehme Personen, glänzend wie Diamanten im Sande, er sieht eine neue Welt voller Schätze aufgeschlossen — den Reiz in der eigenthümlichen Natur des Südens, die Lieblichkeit der Luft während des größten Theils des Jahres, den Urwald längs der rothen Flüsse mit seinen tausenderlei Baumarten, Blumen und Schlingpflanzen, den Gesang des hundertzüngigen Vogels, Amerikas Nachtigal (Turdus Polyglottus) und des lieblichen, aber eintönig flötenden „Whip poor Will", die vielen herrlichen Bäume, die Lebenseichen mit ihren langen wehenden Moosen, die Magnolia mit ihren schneeweißen Blüten, die Cypressen, den Tulipan- und Ambrabaum, die Fächerpalmen, den Reichthum an Sonne, Blumenduft und Vogelgesang, die lieblichen Früchte und inmitten dieser schönen Natur das Negervolk mit seinem eigenthümlichen Leben, welches die Sklaverei nicht hat vertilgen können, mit seinen religiösen Festen, Hymnen und fröhlichen Liedern — der Reisende im Süden wird nicht, wie der im Norden der Union, erbaut durch edle großartige Bestrebungen und Einrichtungen, aber er wird angenehm erregt, er ruht aus und genießt, wenn er nicht durch irgend eine neue bittere Erfahrung über das Unrecht, welches die Gesetze hier aufrechterhalten, gestört oder von den Personen geärgert wird, welche gegen die Wahrheit und gegen die gesunde Vernunft Partei für dieses Unrecht wie für eine gute und löbliche Sache nehmen.

Der Kampf über die Sklaverei ist die große Streitfrage des Tages in Amerika und wird wahrscheinlich so lange fortdauern, bis die Sklaverei aufhört. Denn dieses Institut ist eine allzu schneidende Lüge gegen die

staatlichen Principien Amerikas, eine allzu schreiende Sünde gegen Recht und Menschlichkeit.

Es muß jedoch erwähnt werden, daß der in den nordamerikanischen Staaten herrschende Geist in den letzten Jahren viel Einfluß auf die Milderung des Zustandes der Sklaven gewonnen hat; und man kann in Wahrheit sagen, daß dieser Zustand von Jahr zu Jahr besser wird. Der edlere Volkssinn in den südlichen Staaten thut gegenwärtig viel zur Erhebung des Zustandes der schwarzen Bevölkerung, in geistiger wie in körperlicher Beziehung. Das Evangelium wird den Sklaven allgemeiner gepredigt — besonders in den Staaten, in denen das religiöse Leben von Alters her stark gewesen ist, in Georgia und Carolina — und wo es gepredigt wird, da hebt sich auch der Zustand der Sklaven, sie bilden religiöse Gesellschaften, predigen selbst mit Kraft und Freude den Erlöser und Versöhner und singen zu seinem Preis Hymnen, von deren Schönheit und Harmonie Derjenige wenig Ahnung hat, der die musikalischen Anlagen der Afrikaner blos aus ihrem Geschrei und ihren Gesängen in ihrem wilden Zustande kennt. Ja, würde die Gesetzgebung in den südlichen Staaten dem Evangelium auf dem Fuße folgen, so würde ich ihnen eine große Zukunft vorherzusagen wagen.

Betrachtet man den Zustand der Sklaven in Amerikas Staaten von dessen bester Seite, so ist er unter einem guten Gebieter ein Leben des Stillstandes ohne Zukunft, aber nicht ohne Genüsse. Der Sklave auf der Plantage hat sein eigenes kleines sauberes Haus, sein eigenes Gärtchen, dazu ein Schwein und Federvieh. Seine Arbeit ist ihm mit Billigkeit zugemessen und er kann sich dann und wann einen frohen Tag machen; seine Kinder werden gut genährt und er denkt nicht an den morgenden Tag. Die Hausklaven sind in guten Häusern besser gehalten und versorgt — z. B. in Bezug

auf ihre Wohnung im Alter — als zuweilen bei uns die freien Diener.

Aber — es ist nicht gut, einem Menschen ausschließende Rechte über seine Mitmenschen zu geben. Keine Lage ist entsetzlicher und hoffnungsloser als die der Sklaven unter einem bösen Herrn. Davon gibt es Beweise genug, auch in der Tagesgeschichte der Sklaverei in den Vereinigten Staaten von Amerika. Außerdem hat dieses Institut unglückbringende und erniedrigende Folgen für die schwarze wie für die weiße Bevölkerung, die auch die besten Herren nicht vermeiden können. Und auch der beste Herr muß sterben oder kann in Geldverlegenheiten kommen und seine Sklaven verkaufen müssen wie sein Vieh.

Für die wirklich edeln und guten Menschen unter den Sklavenbesitzern in diesen Staaten ist die Sklaverei eine Quelle mannichfacher Bekümmernisse und sie betrachten dieses Institut als ein Unglück, das sie gern aufheben möchten. Und mehre von ihnen arbeiten wirklich in ihren nächsten Umgebungen im Stillen daran.

Bei diesem flüchtigen Gemälde einiger der vorzüglichsten Erscheinungen in der großen staatlichen Gruppe der Vereinigten Staaten habe ich mehre weniger bedeutende Erscheinungen bei Seite lassen müssen, die jedoch, wie die Genrebilder in einer Gemäldegalerie, dazu dienen, dem Ganzen Abwechselung und lebendigeres Interesse zu verleihen. Ich muß daher von denselben einige kleine Gemeinden erwähnen, die inmitten dieser großen Staaten in ihrer Freiheit leben, obgleich sie durch ihre eigenthümlichen Sitten und Gebräuche von denselben abweichen, wie z. B. die Quäker mit ihrer einfachen Tracht, ihrem „Du" und „Dir" gegen die ganze Welt, ihrem stillen Gottesdienst und ihren Frauen, die beim Predigen und an den Rathsversammlungen theilnehmen; die Shakers mit ihrem tanzenden Gottesdienste; die kleinen socialistischen Vereine, welche liebreich allen

guten Arbeitern ein gleiches Maß von allen guten Gaben der Erde zuzutheilen ſuchen; die Brüdergemeinden der Herrnhuter, ausgegangen von Deutſchland und auch in Amerika — wie z. B. in den kleinen Städten Nazareth und Bethlehem — ihre Liebesmahle und ihren ſchönen Chorgeſang fortpflanzend.

Zu den maleriſchen eigenthümlichen Schauſpielen auf dem Boden Amerikas müſſen auch die Tauffcenen an den Flüſſen und Seen gerechnet werden, wo ſowol weiße als ſchwarze neue Chriſten zu dem Leben der Heiligung geweiht zu werden pflegen; die religiöſen Feſte, welche „Camp-meetings“ genannt werden, bei denen in der Tiefe der Nacht und der Wälder, bei den Flammen des Feueraltars tauſend Stimmen harmoniſche Hymnen erſchallen laſſen und die Seele in einem religiöſen Gefühlsleben ſchwelgt, abwechſelnd mit körperlicher Erfriſchung durch Speiſe und Trank. Dieſe Feſte ſind vorzüglich die Saturnalien der Negerſklaven und ihre Gebete und Geſänge bei denſelben ſind warm und lebendig wie die Sonne des Südens.

Wenn man die Vereinigten Staaten verläßt und ſich nach Amerikas ſüdlicher Hemiſphäre wendet, ſo findet man ſich innerhalb dreier Tage in eine ganz neue Welt verſetzt. Auf Cuba begegnet uns dieſe neue Welt zuerſt. Himmel und Erde, Menſchen, Sprache, Geſetze, Sitten, Bauart, Alles iſt neu, und der erfriſchende Eindruck dieſes plötzlichen Scenenwechſels iſt unbeſchreiblich, wenn auch nicht Alles daran gut zu nennen iſt.

Es iſt die Natur, die herrſchende Bevölkerung und die Sprache Südamerikas, die uns auf Cuba begegnet, es iſt die Region der Palmen, die Sonne des Wendekreiſes, die Sprache und die Oberherrſchaft Spaniens. Die Hälfte von Amerika gehört der anglo-germaniſchen und normänniſchen Volksrace, die andere Hälfte der romaniſchen. In der erſtern herrſcht der Proteſtantismus, in der letztern der Katholicismus. Aber auf Cuba, dieſer

herrlichen Oase zwischen den beiden Welthälften, mitten in dem salzigen Meer, scheinen sich beide Racen begegnen zu sollen — ob zum Kampf oder zu einer friedlichen Vereinigung, läßt sich noch nicht bestimmen.

Cuba ist zu dieser Stunde ein Zankapfel zwischen zwei stolzen Herrscherinnen, und noch ist kein Paris aufgetreten, um den Streit zu schlichten.

Cuba ist auch ein Schlachtfeld für die Mächte des Lichts und der Finsterniß, und selten wird man beide auf Erden einander so nahe und in so scharfen Contrasten gegenüber stehen sehen.

Auf der Nachtseite steht der Staat und die Kirche; der Staat mit seiner Regierung voll Gewalt und Despotismus, die von Spanien aus blind die ferngelegene Colonie durch Abgesandte regiert, über welche das Mutterland nicht wachen kann, und die den Eingeborenen alle Rechte, sich selbst zu regieren, versagt; die Kirche, die blos in prunkenden Ceremonien lebt und alles geistige religiöse Leben entbehrt. Auf der Nachtseite steht vor allem die Sklaverei, die auf Cuba in ihrer rohesten Form auftritt, und der Sklavenhandel mit Afrika, der tagtäglich, wenn auch nicht gerade öffentlich, getrieben wird. Die Regierung auf der Insel nimmt Bestechungen von den Sklavenhändlern an und schließt dafür die Augen für die Tausende von Sklaven, welche jährlich auf die Insel gebracht werden. Ja, man behauptet sogar, die Regierung sehe es nicht ungern, daß die Insel mit wilden Afrikanern angefüllt werde, weil die Furcht vor deren ungezügelten Kraft (wenn sie einstmals entfesselt werden sollte) die Creolen von der Empörung gegen eine Regierung abhält, die sie nothwendig hassen müssen. Die Regierung unterdrückt die Sklavenbesitzer und diese unterdrücken die Sklaven und kennen außer Peitsche und Fesseln kein Mittel, sie zu bezwingen. Der Zuckerplantagenbesitzer behandelt nicht selten seine Sklaven härter als Lastthiere, und fodert von ihnen mehr Arbeit, als die mensch-

liche Natur ertragen kann. In den Festungsmauern der „Bohea" leben die Sklaven wie das Vieh. Es wird ihnen nichts vom Erlöser gepredigt und die einzigen Genüsse, die ihnen gestattet werden — und zwar oft kaum im knappsten Maße — sind die der Thiere. Wilde Aufstände haben bisweilen von der Gräßlichkeit der Unterdrückung und von dem wilden Muthe und der Kraft der Neger gezeugt. Allein öfters sterben die Sklaven, ohne einen Ruf zu erheben zu wagen oder eine Hand zur Vertheidigung oder Anklage zu erheben; oft endigen sie in den ersten Tagen ihrer Gefangenschaft ihr Schmerzenleben mit eigener Hand, indem sie glauben, daß sie sogleich nach ihrem Tod in ihrem Heimatlande wieder auferstehen werden. Die Regierung und der Zustand auf Cuba ist in den Hauptzügen vom Palast des Gouverneurs bis zur Bohea der Sklaven eine Regierung der Gewalt und des Despotismus. Gerechtigkeit und Edelmuth finden sich wol bei einzelnen Personen, aber nicht im Allgemeinen. Es gibt Gesetze, die von einem hochgesinnten Geiste zeugen, aber sie werden umgangen, soviel es nur möglich ist.

Gegen die Nachtseite des Lebens auf Cuba bildet die Tagseite den stärksten Gegensatz. Da ist der Himmel der Tropen, so mild wie der Blick eines Engels; da ist die Sonne so rein und klar wie die reinsten Töne der Musik; da ist die Luft, ein Athem, so süß, so rein, so voll von belebendem Leben, als ob er ganz frisch aus den Quellen des Lebens und der Liebe gekommen wäre, wie an jenem Schöpfungsmorgen, da Alles auf Erden jugendfrisch und gut war; da ist die eigentliche Naturwelt der Tropen, voll von wunderbaren Gewächsen und Scenen, diese Palmenwälder, in denen Unsterbliche lustwandeln sollten, diese Gärten, schön wie das Paradies, in denen der Kaffeestrauch und der Bananenbaum in seiner prächtigen Fülle wächst, und ein ewiges Blühen, eine ewige Fruchtbildung herrscht; diese stattlichen „Gua-

barajahs" von Königspalmen, die zu Triumphzügen für Könige und Königinnen gepflanzt zu sein scheinen, eine Schönheit der Luft und des Lebens, der Formen und der Farben, die unwillkürlich die Sinne entzückt, aber nicht mit Worten oder Farben, sondern blos durch Töne würde geschildert werden können. Und Cuba, die Königin der Antillen, ist eine Kalypso, schön in ihren Sünden, welche den Reisenden dermaßen fesselt, daß er, wie früher Telemach, um es zu verlassen, wol einen weisen Mentor nöthig hat, der ihn kopfüber ins Meer hinunterstößt. So fühle auch ich, während ich meine Trennung von der Zauberin von Woche zu Woche aufschiebe, außerdem noch zurückgehalten durch die liebenswürdige Gastfreundschaft der Creolen und durch die Bekanntschaft mit einigen der edeln Menschen, die eine Zierde der Erde sind und auch der Sklaverei — wenigstens für den Augenblick — ihren Fluch zu nehmen vermögen. Unter diesen muß ich besonders zwei Frauen erwähnen — eine derselben ist von dänischen Aeltern geboren — die ich der mütterlichen Königin Dänemarks gern vorstellen möchte, denn sie sind Mütter in der höchsten und heiligsten Bedeutung dieses Wortes, Mütter für die Mutterlosen, die Fremden, die Sklaven, für jeden Bedürftigen.

Ich habe von dem Nachtleben der Neger auf Cuba gesprochen. Lassen mich Eure Majestät nun auch Etwas von ihrem Lichtleben sprechen, denn dieses gehört wesentlich zu der Tagseite des cubanischen Lebens.

Cuba ist die Hölle und zugleich das Paradies der Neger. Spaniens Gesetze in Bezug auf die Sklaven, entstanden unter dem Einfluß von milden und edeln Persönlichkeiten, wie der spanische Geistliche Las Casas, sind mild und begünstigen ihre Befreiung. Und wenn sie befolgt würden, dann gäbe es unter Spaniens Herrschaft keinen ganz unglücklichen Menschen, weil es dann keinen hoffnungslosen Sklaven gäbe. Aber wo das Institut der Sklaverei herrscht, da wird das Gesetz stets

zu ohnmächtig sein, um sich Geltung zu verschaffen. Inzwischen gibt es doch einige Punkte, in denen die spanischen Gesetze für die Befreiung der Sklaven sich wirklich Geltung verschaffen, und zwar deshalb, weil Spanien Richter und Gerichtshöfe eingesetzt hat, die darüber wachen und an welche sich die Sklaven wenden können.

In Gemäßheit dieser Gesetze darf ein Sklave sich für die vom Gesetz festgestellte Summe von fünfhundert Pesos (Dollars) aus der Sklaverei loskaufen. Kein Sklavenbesitzer hat das Recht, einem Sklaven die Freiheit zu verweigern, sobald derselbe dieses Lösegeld für sich bezahlt. Und man muß anerkennen, daß mancher Sklavenbesitzer mild und gerecht genug ist, seinen Sklaven die Freiheit für eine weit geringere Summe zu geben. Würde ein Sklavenbesitzer seinem Sklaven die Freiheit verweigern, die derselbe verlangt, so kann sich der Sklave an den Syndikus der Stadt oder des Districts wenden; dieser ernennt dann in Gemeinschaft mit dem Sklaven und mit dessen Gebieter ein Schiedsgericht von drei Personen, welche die Parteien zu vergleichen haben.

Nach den spanischen Freiheitsgesetzen hat eine Mutter das Recht, ihr Kind vor dessen Geburt für funfzehn Pesos aus der Sklaverei loszukaufen, nach dessen Geburt für den doppelten Preis. Doch soll dieses Gesetz nicht befolgt werden, außer wenn gutdenkende Sklavenbesitzer sich demselben freiwillig unterwerfen.

Das spanische Gesetz gewährt den Sklaven mehrfache Gelegenheit, sich Geld zu erwerben, sodaß ihnen der Augenblick ihrer Freiheit beständig wie ein Stern von Bethlehem auf ihrem Wege durch die Wüste leuchten kann. Dies gilt besonders von den Sklaven in den Städten. Auf den Plantagen und in der Bohea werden sie nicht leicht von dem Stern der Befreiung hören und noch weniger denselben finden. Doch geschieht es auch dort zuweilen.

Dieſe Freiheitsgeſetze haben indeſſen die Folge gehabt, daß von Cubas Negerbevölkerung an faſt 500,000 Seelen — beinahe die Hälfte von der Bevölkerung der ganzen Inſel — ziemlich der dritte Theil aus freien Negern beſteht. Und der freie Neger auf Cuba iſt das glücklichſte Geſchöpf auf der Welt. Von den Geſetzen des Landes iſt er geſchützt gegen die Gewaltthätigkeiten und Angriffe, die ihm in ſeinem Vaterlande fortwährend von feindlichen Stämmen drohen. Für eine geringe Abgabe wird er Beſitzer von einigen Tonnen Land. Darauf baut er ſeine Hütte von Palmenzweigen und Palmenlaub. Um dieſe herum pflanzt er die Bäume und Wurzelfrüchte ſeines Vaterlandes und das goldene Korn. Der Boden trägt bei geringer Cultur Alles, was er bedarf. Er braucht nur wenig zu arbeiten und kann viel ruhen und viel genießen. Die Sonne gibt ihm Feuer und macht ihm die Kleidung — bei dem größern Theil ſeines Körpers — unnöthig; die Cocospalme gibt ihm Milch, der Platanenbaum Brot, die Königspalme ernährt ſeine Schweine und Hühner, das Feld gibt ihm Zuckerrohr und die wilden Bäume des Waldes bieten ihm ihre mannichfaltigen Früchte dar. Die afrikaniſche Trommel mit ihrem muntern Leben, Afrikas wilde Tänze und Geſänge ſind ihm hier geſtattet. Er lebt hier wirklich ein Daſein wie in Kanaan und würde um keinen Preis nach Afrika zurückkehren. Er iſt glücklich.

Ich bekenne Eurer Majeſtät, daß es mir überraſchend und — ſchmerzlich geweſen iſt, zu bemerken, daß die Vereinigten Staaten Amerikas in Bezug auf Gerechtigkeit und Freiheitsſinn bei der Sklavengeſetzgebung ſo weit nachſtehen. Es fällt mir ſchwer zu erklären, wie der Edelmuth und Nationalſtolz des Volkes ſich in Bezug auf dieſe Geſetze von einer Nation übertreffen laſſen kann, welche es in humaniſtiſcher Bildung ſo tief unter ſich glaubt und die auch wirklich in vielfacher Beziehung ſo tief unter ihm ſteht. Die Spanier auf Cuba haben

nicht ganz unrecht, wenn sie in dieser Beziehung auf die Amerikaner herabblicken und sie — wie ich selbst gehört habe — „Barbaren" nennen.

Auf Cuba sind gegenwärtig vielleicht mehr glückliche schwarze als weiße Menschen. Der Sklavenbesitzer ist nicht glücklich. Für ihn wehen die Palmen nicht, ihn umschmeichelt nicht die liebliche Luft, für ihn erglänzt dieser klare milde Himmel nicht; zwischen ihm und aller Herrlichkeit der Natur steht die Bohea und die Zuckermühle mit den Negersklaven, die ihn fürchten und die er fürchtet. Cubas milder Himmel gibt ihm keine Ruhe, er sieht das Damoklesschwert stets über seinem Haupte hängen und die Zukunft erscheint ihm dunkel. Darum ist sein Dichten und Trachten auch nur, soviel Geld als möglich zusammenzubringen und so schnell als möglich von Cubas Boden reich zu werden und dann — Cuba für immer zu verlassen.

Wenn ich an diese schöne Insel, an diese herrliche Natur, an diese reichen Hülfsquellen denke, so kann ich nicht unterlassen, sie in meinen Gedanken in Das zu verwandeln, was sie sein sollte und wozu sie nach dem Zweck des Schöpfers bestimmt ist, ja, nicht allein diese Insel, sondern alle die schönen Inseln, welche Gott mit freigebiger Hand im Südmeere ausgestreut hat, wie Juwelen auf dessen Wellenmantel.

Unter diesen Inseln stehen als Repräsentanten für alle Drei am höchsten in Schönheit, Größe und Reichthum da: Cuba, San-Domingo und Ceylon. Aber gegenwärtig will ich von Cuba, der Königin der Antillen, sprechen.

Ich sehe sie bereits gelöst von ihren Fesseln und frei von Sklaven, ich sehe sie gekrönt von ihren Palmen und ihren hohen Bergeszinnen, gleichsam neugeboren aus den Wogen des Meeres, umschmeichelt von diesen und von unsterblichen Zephyren, ein neus Eden, eine Heimat für ein ewiges Frühlingsleben, ein goldener Kelch der Gesundheit, zu

welchem die Kinder aller Welttheile wallfahrten und daraus neues Leben trinken und neue Offenbarungen über den Reichthum des Schöpfers und über die Wohnungen der Seligen im großen Vaterhause schöpfen können. Dort sollen sie wandeln in Bananen- und Orangenwäldern, die paradiesisch süßen Früchte genießend oder sich in Schaukelstühlen wiegend auf den Höhen sitzen, wo die Palmen wehen, umtanzt von den Lüften, die der Ocean sendet, voll von Leben der Verjüngung, so sitzend und athmend und schauend und fühlend und denkend, wie schön die Schöpfung ist. Die Sonne geht in milder Herrlichkeit unter; glänzende Cucullos durchfliegen die Luft und bedecken die Wipfel der Bäume mit blitzenden Juwelen; die Luft ist erfüllt von der Musik cubanischer Contretänze und spanischer Seguidillas, der muntere Takt der afrikanischen Trommeln erschallt im Hintergrunde und das südliche Kreuz erhebt sich aus der dunkeln Nacht langsam über den Horizont. Es ist Nacht. Aber hier braucht Niemand die Nacht zu fürchten. Sie hat keine Kälte und keinen Thau. Die Nacht im Paradiese konnte nicht unschuldiger sein als die auf Cuba. Die Schwachen und die Kranken sollten hierher kommen und heilkräftiges Leben einathmen. Die Alten sollten hierher kommen, um sich einer ewigen Jugend zu erinnern, die Niedergeschlagenen und Bedrückten, um neue Hoffnungen zu schöpfen. Junge Gatten sollten hierher kommen, um zu lernen, daß das Leben ein fortwährendes Blühen und Früchtetragen sein kann, ohne Herbst und ohne Winter. Der Philosoph sollte hierher kommen, um seinen Blick über das unendliche Reich der Menschheit und der Schöpfung erweitern zu lassen. Der Dichter und der Künstler sollten hierher kommen, um neue Schönheitsformen, neue Gruppirungen des Edeln und Anziehenden in der Form und in der Farbe zu studiren. Der Staatsmann sollte hierher kommen, um seinen Glauben an die Ideale des Lebens und an die Möglichkeit ihrer Verwirklichung

zu ſtärken. Und dieſes neue Reich der Schönheit und Güte auf Erden ſollte von einer Königin regiert werden, von einer Beherrſcherin des Herzens wie des Staats, welcher alle Herzen und alles Volk, ſchwarz und weiß, roth, olivenfarbig und gelb, freiwillig ihre Huldigungen darbringen — von einer Königin, ſo gut und ſo ſchön wie Eure Majeſtät!

Charleſton in Südcarolina, im Mai 1851.

Es iſt in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo ich dieſen Brief an Eure Majeſtät beendige, den ich unter dem ſüdlichen Himmel begonnen habe. Ich ſehe nicht mehr das unausſprechlich milde Licht dieſes Südens, nicht mehr ſeine wehenden Palmen; aber ich ſehe vor mir ein großes wachſendes Volksleben, eine „Guardarajah" von Staaten, wie die Palmen in die Höhe wachſend. In Amerikas ſüdlicher Hälfte iſt die Natur die größte Dichterin, in der nördlichen Hälfte — — — der Menſch!

Gleichwol iſt es noch immer der Süden, wo ich ſchreibe, und zwar einer der Sklavenſtaaten von Nordamerika.

Es iſt im Monat Mai, und die üppige, aber weiche und faſt kränkliche Schönheit Südcarolinas ſteht in ihrer vollſten Blüte. Sie ſind doch herrlich, dieſe ungeheuren Lebenseichen mit ihren langen herabhängenden Moosranken, die den Wald in einen gothiſchen Naturtempel verwandeln, und dieſe Magnolienbäume mit ihren großen ſchneeweißen Blüten und dieſe Wohlgerüche, welche die weiche milde Luft erfüllen!

Die Geſänge der Negerſklaven vom Fluſſe her, auf welchem ſie nach Hauſe fahren, nachdem ſie ihre Waaren in der Stadt verkauft haben, dringen zu dieſer Stunde in die mutterwarme, ſchöne Heimat, aus welcher ich Eurer Majeſtät zu ſchreiben die Freude habe und in wel-

cher ich mich dem guten Dänemark gewiſſermaßen nahe fühle, denn die Hausmutter darin iſt eine Dänin, aus der däniſchen Familie Monefeldt, und wohl werth, der Königin Dänemarks vorgeſtellt zu werden, ſowol wegen ihrer Liebe zu ihrem Vaterlande, als wegen ihrer ſchönen mütterlichen Empfindung gegen Schwarze und Weiße, wodurch ſich dieſe edle däniſche Frau auszeichnet.

Ich habe früher die Sklaverei das Unglück der ſüdlichen Staaten genannt. Ich würde zu dieſer Stunde bereit ſein, ſie das Glück dieſer Staaten zu nennen, wenn ſie nämlich zu dieſer Stunde das Unglück, den „Fluch" von ſich zu nehmen und in Segen verwandeln wollten. Und das können ſie, daran iſt kein Zweifel. Die Kohle ſoll Mutter des Diamanten ſein, ſagt man. In der Sklaverei beſitzen die ſüdlichen Staaten die Kohle zu einem Diamanten — was ſage ich — zu einem Diadem von Juwelen, würdig einer neuen Königin des Südens, ſtattlicher als Die, welche zum König Salomo kam.

Nachdem ich auf Cuba die Neger in ihrem wilden urſprünglichen Zuſtand geſehen, ihre Tänze kennen gelernt, ihre Geſänge gehört habe und ſie mit Dem vergleichen kann, was ſie in den Vereinigten Staaten, da, wo ſie ſich am beſten befinden, ſind; ſo iſt es mir nicht mehr möglich, den wohlthätigen Einfluß der anglo-amerikaniſchen Cultur auf die Negerrace und die große Miſſion zu bezweifeln, welche Amerika bei der Bevölkerung Afrikas auszuführen berufen iſt, gerade durch das Volk, welches ſie zuerſt verſklavt hat und welches ſie einſt in doppelter Bedeutung freimachen wird. Der ſaure Holzapfel iſt unſerm edeln ſchönen Calville nicht unähnlicher, als der wilde Geſang der Afrikaner dem chriſtlichen Geſang der Neger in den Vereinigten Staaten iſt, mag der Neger Hymnen ſingen oder fröhliche Negerlieder, die er ſelbſt gedichtet hat. Und dieſe Vergleichung gilt in Bezug auf ſein ganzes Leben und ſeine ganze Welt. Es liegt viel, ſehr viel zwiſchen der ſchneidenden Improviſation

der Neger auf Cuba und den begeisterten und begeisternden Predigten vom Erlöser und seinem Reich voller Licht und Freude, welche ich von Negern in Südcarolina, Georgia, Maryland und Louisiana extemporiren gehört habe. Und tief und thierisch ist das regellose Leben und der Sinnenrausch bei den Tänzen und bei den trommelnden lärmenden Festen der wilden Neger im Vergleich mit dem Leben und dem geistigen Rausch in dem Gesang, dem Gebet und der religiösen Freude, die man bei den hiesigen religiösen Festen der Neger wahrnimmt. Wie wild und leer ist der Ausdruck in dem Blick der Erstern im Vergleich mit dem Strahl in dem Blick der Letztern, wenn ihnen das lichte Leben des Christenthums klar und lebendig gepredigt wird.

Dies geschieht auch in den Sklavenstaaten Nordamerikas in immer weiter ausgedehnten Kreisen, besonders in den östlichen Staaten von Virginien an bis nach Südcarolina und Georgia. Vorzugsweise schien mir der letztgenannte junge Staat von einem edeln jugendfrischen Freiheitssinn belebt zu sein. Und immer allgemeiner wird es, daß Neger selbst als religiöse Führer ihres Volkes auftreten und daß Kirchen für sie erbaut werden. In den südlichen Staaten dagegen ist das christliche Leben nur wenig geweckt und der Zustand der Neger auf den Plantagen ist oft ebenso düster in Bezug auf ihr geistiges wie auf ihr körperliches Leben. Aber — daran ist doch kein Zweifel — das Licht schreitet vorwärts; edelsinnige Christen bahnen den Strahlen desselben den Weg und bald wird den Sklaven das Evangelium auch in den sumpfigen Wildnissen des Mississippi und an den fernen Ufern der rothen Flüsse gepredigt werden.

Das Evangelium schreitet vorwärts, die Kirche Christi breitet ihre Arme aus und die Pforten des Sklavengefängnisses werden vor ihr in allen Sklavenstaaten Amerikas aufspringen. Alles, was man gegenwärtig von ihnen als von christlichen Staaten mit Recht fodern

kann, iſt, daß das Evangelium ungehindert vorwärts ſchreiten darf, daß das Geſetz dem Evangelium auf dem Fuße nachfolgt und daß die Sklavengeſetze der Vereinigten Staaten die Freiheitsgeſetze in ſich aufnehmen, welche gegenwärtig Spanien vor ihnen voraus hat.

Würden die Geſetze der ſüdlichen Staaten, wie die Spaniens, dem Sklaven und der Sklavin geſtatten, ſich durch Arbeit die Freiheit zu erwerben; würden ſie ihnen die Ausſicht öffnen, ſich und ihre Kinder für einen gewiſſen, vom Geſetz beſtimmten, billigen Preis loszukaufen, und würden Richter beſtellt, die über die Rechte der ſchwarzen Bevölkerung zu wachen haben; — würden ſie außerdem ihr Volksſchulenſyſtem großherzig auf die Kinder der Neger ausdehnen — möchte es auch in abgeſonderten Schulen ſein — und kühn weiter ausbilden, was ſich daraus ergeben würde, ſo könnte man den ſüdlichen Staaten Amerikas ſicher eine große Zukunft prophezeien, weil ſie ein Werk ausführen würden, das ſie berechtigte, die Dankbarkeit zweier Welttheile anzunehmen und die Bewunderung der ganzen Welt zu beanſpruchen — ein Werk, welches augenſcheinlich in den Plänen der Vorſehung liegt und welches bereits die beſten und edelſten Bürger der Sklavenſtaaten — obgleich meines Wiſſens nicht öffentlich — als Amerikas Aufgabe bezeichnen.

Die Coloniſation und die Bekehrung Afrikas zum Chriſtenthum durch die befreiten Negerſklaven Amerikas iſt dieſes Werk, bereits begonnen durch die auf der afrikaniſchen Küſte angelegte Negercolonie Liberia und mit jedem Jahre zunehmend durch die Beiträge der nördlichen wie der ſüdlichen freien Staaten und durch die Aufopferungen von Privatperſonen.

In der Anordnung und Erweiterung dieſer Colonie*)

*) Einige Sklavenſtaaten, unter ihnen die älteſten, Virginia und Maryland, haben keine unbedeutenden Beiträge von Seiten

haben sich die nördlichen wie die südlichen Staaten als eine edle Nation mit einem Herzen und einer Seele bewiesen. In diesem Punkte reichen sie einander die Hand zur Versöhnung in dem großen Kampf zwischen Beiden.

Ich muß jedoch bekennen, daß mir dieses Werk nur ein Theil von Dem zu sein scheint, was die Staaten des Südens ausrichten können. Die Staaten würden ohne Negerbevölkerung sehr viel von ihrem malerischen und eigenthümlichen Leben verlieren. Auch würden sie die Arbeit der Neger nicht entbehren können. Reis, Baumwolle und Zucker kann — wie man sagt — blos durch Neger gebaut werden, für welche die Glut der Sonne eine Gewohnheit und eine Wollust ist. Wo die Weißen von der Hitze und von den Miasmen, welche dieselbe dem Erdboden entlockt, ohne Rettung sterben, da befinden sich die Schwarzen wohl, gedeihen und vermehren sich, oder leiden nur unbedeutend durch die klimatischen Fieber. Wenn das Verhältniß zwischen den Weißen und Schwarzen gut ist, so sieht man diese beiden Racen, weit davon entfernt, in einem feindlichen Verhältniß zu stehen, einander lieben und zueinander hingezogen, indem sie ihre gegenseitigen Mängel ausgleichen und dadurch ihre Natur vervollständigen. Der gutmüthige fröhliche Neger liebt den ernsten, verständigen weißen Mann und läßt sich von diesem leiten; der Weiße liebt den gutmüthigen Schwarzen und läßt sich gern von demselben warten und pflegen.

Ich sage nichts Anderes, als was edle und denkende Männer in den Sklavenstaaten ebenfalls gesagt haben,

---

des Staates zur Colonisation freier Neger in Afrika bewilligt und alljährlich gehen von Baltimore in Maryland und von Savannah in Georgia ein oder zwei Dampfschiffe mit schwarzen Auswanderern nach Liberia ab, durch allgemeine und Privatunterstützungen mit Allem ausgerüstet, was sie zu ihrer Colonisation bedürfen. Jede kirchliche Gesellschaft sorgt namentlich für die ihr angehörigen Mitglieder.

wenn ich gegen Eure Majestät die Ueberzeugung ausspreche, daß die edelste — weil die schwerste — Aufgabe der Zukunft in den Sklavenstaaten darin besteht, einen Theil ihrer Sklavenbevölkerung in freie Arbeiter zu verwandeln. Ich sage einen Theil, denn es ist klar, daß nur ein Theil der Neger dazu taugen wird, frei in Amerika zurückzubleiben. Der Theil derselben, welcher nach Afrika übersiedeln will, mag nach Afrika gehen; der Theil dagegen, welcher an den Boden und an die Bevölkerung Amerikas gefesselt ist und sich dessen Cultur und Fleiß anzueignen vermag, muß in den südlichen Staaten zurückbleiben, in denen er geboren ist, in die er durch Natur, Gewohnheit und Herz gehört und in denen er noch weit mehr als gegenwärtig durch sein Leben und seine Thätigkeit auf den Plantagen und in den Städten, durch seine religiösen Feste und durch seine fröhlichen Gesänge und Tänze das farbenreiche romantische Leben in diesen von der Sonne geliebten Ländern erhöhen wird.

Nach Dem, was ich von dem günstigen Verhältniß zwischen Weißen und Negern gesehen habe, glaube ich, daß viele der besten Köpfe und Hände unter den Negern lieber frei in Amerika zurückbleiben, als nach Afrika auswandern würden.

Der Reisende wird dann diese Gegenden mit einer Bewunderung besuchen, welche frei von niederdrückenden Gefühlen ist; denn sie werden vorwärts schreiten in sittlicher Schönheit und politischer Macht, und die amerikanische Union wird dann ohne Ausnahme Das werden, was sie sein zu wollen erklärt hat: — ein großer Freistaat, der die Segnungen der Freiheit über alle Völker der Erde verbreitet.

Es ist klar, daß eine solche Befreiung nicht mit einem mal, ja nicht einmal in mehren Jahrzehnden kommen kann. Mag sie aber auch hundert Jahre auf sich warten lassen, wenn wir gegenwärtig nur ihren Anfang

sehen, eine Morgendämmerung, welche den kommenden Tag verkündet.

Und Gott sei gelobt, diese Morgendämmerung fehlt nicht ganz und bricht auch zu dieser Stunde durch die nächtlichen Schatten, welche die letzten politischen Streitigkeiten zwischen den freien Staaten und den Sklavenstaaten über die Union hervorgerufen haben.

Ich habe vor Eurer Majestät die Thätigkeit der Colonisationsgesellschaften in den nördlichen wie in den südlichen Staaten als Beförderungsmittel der Befreiung Afrikas bereits erwähnt. Zu den Bewegungen, welche eine Emancipation der schwarzen Sklavenbevölkerung in Amerika bezwecken, rechne ich auch den öffentlichen Vorschlag des edeln und patriotischen Staatsmanns, Herrn Clay, zu einem Gesetz, durch welches die Kinder aller Negersklaven, die nach einem gewissen Jahre geboren worden sind (ich glaube nach dem Jahre 1850) frei sein sollen — einen Vorschlag, der jedoch bei den weniger großen Staatsmännern keinen Beifall fand — und außerdem die Versuche einiger edeldenkenden Privatpersonen zur Erziehung und Befreiung ihrer Sklaven.

Unter diesen Versuchen ist vor allem einer, auf den ich den Blick Eurer Majestät zu richten wünsche, weil er von dem weiblichen und mütterlichen Element im Staate ausgeht und weil er dem Senfkorn gleicht, welches, obwol es nur ein Samenkorn ist, doch zu einem großen Baum heranwachsen und seinen Schatten weit umher im Lande verbreiten kann.

Es gibt in den Sklavenstaaten mehre junge Mädchen, Töchter und Schwestern von Plantagenbesitzern, die sich nicht für zu groß erachten, die Kinder der Sklaven auf den Plantagen selbst zu unterrichten und sie beten, denken und arbeiten zu lehren. Sie bezeugen einen hohen Grad von Fassungsgabe und Lernbegierde bei den Negerkindern, besonders wenn der Unterricht auf eine lebendige

und heitere Weiſe, durch Erzählungen oder Bilder zu ihnen gebracht wird.

Wenn die jungen Mädchen der ſüdlichen Staaten dieſem guten Beiſpiel allgemeiner folgen wollten, ſo würden ſie noch mehr als die Geſetze das Werk einer glücklichen Befreiung vorbereiten können. Denn die Befreiung der Sklaven würde weder für die ſchwarze noch für die weiße Bevölkerung Schaden haben, wenn zuvor die Kinder der Sklaven von der Liebe erzogen und an Gottesfurcht, Ordnung und Arbeit gewöhnt worden ſind. Und ich theile vollkommen die Anſicht eines ſehr verſtändigen Mannes, „daß die Möglichkeit einer künftigen Aufhebung der Sklaverei in dieſem Lande mehr in der Gewalt der Frauen als der Männer liegt.“

„Die jungen Mütter der Menſchheit“ habe ich dieſe jungen Lehrerinnen in den Staaten Neuenglands, dieſe Töchter der alten Pilger, genannt. Die jungen Frauen der ſüdlichen Staaten haben den Beruf der Ausgleichung angewieſen erhalten, und dieſer Beruf liegt ihnen ſo nahe und iſt ihnen ſo natürlich, daß er ihnen von Gott dem Vater ſelbſt angewieſen zu ſein ſcheint.

Es iſt ein allgemeiner Gebrauch auf den Plantagen im Süden, daß, während die Sklaven, Männer und Frauen, draußen im Felde auf der Arbeit ſind, alle Kinder derſelben an einem Orte unter der Aufſicht und Pflege einer oder zweier Frauen verſammelt werden. Ich habe zuweilen einen Haufen von ſechzig und ſiebzig oder mehr Kindern auf dieſe Weiſe verſammelt geſehen, deren Wärterinnen ein paar alte Negerhexen waren, welche mit Rohrſtöcken in den Händen die ſchwarzen Lämmer regierten, die ſich mit dem unverkennbaren Ausdruck der Furcht und des Schreckens in Haufen zuſammendrängten, wenn dieſe alte Hexen ihnen nahe traten und ihre Stöcke ſchwangen. Auf kleinern Plantagen, wo die Kinder geringer an Zahl und die Aufſeherinnen mild ſind, iſt dieſes Schauſpiel nicht ſo abſtoßend; allein es

erinnert stets an eine Heerde Schafe oder Schweine, welche blos gefüttert werden, um eine nützliche Nahrung zu geben. Und doch sind diese Wesen Menschen mit der Fähigkeit zur edelsten menschlichen Entwickelung ihrer Gefühle und Tugenden, Menschen mit unsterblichen Seelen!

Hier ist der Stoff zur Sonntagsschule bereits fertig. Aber wo sind die Lehrer, wo sind die Lehrerinnen? — Die Kinder werden am Morgen hierher getrieben, Morgens, Mittags und Abends gut gefüttert, dazwischen mit Drohungen und Züchtigungen versehen und Abends wieder heim in ihre Wohnungen getrieben. So geht es fort, bis sie zur Arbeit fähig sind und unter die Regierung der Peitsche gebracht werden können.

Wäre es von der Gattin, Tochter oder Schwester, wäre es von christlichen Frauen zuviel verlangt, daß dieselben ein mal oder zwei mal wöchentlich zu diesem schutzlosen, vernachlässigten Kinderhaufen herabsteigen, mit den Kindern von ihrem Vater im Himmel sprechen und sie das „Vaterunser" lehren sollen!

„Vater Unser!" — Wie ehrwürdig und wie schön, ein junges weißes Mädchen — sie würde einem Engel des Lichtes gleichen und hier auch in der That ein solcher sein — unter den schwarzen Kindern stehen und sie belehren zu sehen, das heilige allgemeine Gebet der Erde mit Verständniß zu sprechen!

„Vater Unser!" — Wenn nur erst dieses Gebet von Weißen und Schwarzen gemeinschaftlich gesprochen wird! Dann wird alles Andere zu seiner Zeit kommen, wie es der gute große Vater haben will.

Schön und ehrwürdig wäre es auch, wenn junge weiße Frauen die Kinder der Schwarzen im Gesang und im Tanz, wie sie Beides in ihrem Vaterlande zu thun pflegen, üben wollten und sie diese Lieder mit Chor lehrten, welche das Herz aller Gesänge bei den Kindern Afrikas zu sein scheinen. Leicht könnte man diesen Gesängen einen geistreichen Text geben.

Ich weiß ein Lied, das als Modell zu ſolchen Liedern dienen könnte. Es wurde von afrikaniſchen Frauen einem weißen Reiſenden vorgeſungen, welchem ſie während einer ſtürmiſchen Nacht Herberge in ihrer Hütte gegeben hatten, und lautete folgendermaßen:

Der Sturm brüllt und der Regen ſtrömt;
Der arme weiße Mann,
So ſchwach und ſo ermüdet,
Setzt ſich an unſern Baum.
Ach, er hat keine Mutter,
Die Milch ihm geben kann;
Ach, er hat keine Hausfrau,
Die ihm ſein Korn zerreibt!

Chor.

Habt Mitleid mit dem weißen Mann!
Denn er hat keine Mutter u. ſ. w.

Der Geſang aus Afrikas Mutterherzen könnte Amerika den beſten Weg zur Bildung der Neger zeigen. Ein Volksgeiſt, der ein ſolches Lied hervorbringen kann, muß mit Achtung behandelt werden.

Schöner und würdiger für die jungen Töchter des Südens wäre dieſe Beſchäftigung, als wenn ſie ihre Tage in Müßiggang verbringen oder zu Beſuchen oder nichtigen Zeitvertreiben verwenden, wie jetzt ſo viele thun.

Doch ich kenne Einige, die dieſes beſſere Theil erwählt haben; und es werden ſich noch mehre finden. Segen über ſie! Mögen ſie nur recht zahlreich werden! Und das große Werk der Befreiung wird in Ruhe und Schönheit vorwärts ſchreiten, wie von ſelbſt!

Es iſt in Europa ſehr gewöhnlich, den Vereinigten Staaten Amerikas das Inſtitut der Sklaverei wie eine Sünde gegen den Heiligen Geiſt zur Laſt zu legen, die ihrer Freiheit alle Wahrheit und allen Werth nimmt. Aber man vergißt dabei gewöhnlich, daß nur ein Theil dieſer Staaten Sklaven hält und daß es England war, welches ſie zuerſt nöthigte, ſich Sklaven zu halten. Mehre

von Amerikas jungen Colonien, darunter namentlich Virginia und Georgia, protestirten im Anfange auf die kräftigste und ernstlichste Weise gegen die Einführung der Sklaverei. England war damals das Mutterland und trieb Sklavenhandel; es bedurfte einen Markt für seine Sklaven und befahl den jungen amerikanischen Colonien, dieser Markt zu sein. Der Eigennutz der Plantagenbesitzer, das Klima und die Producte des südlichen Theils von Nordamerika kamen dazu. So entstand das Institut der Sklaverei in den Vereinigten Staaten. Gewohnheit, Klima, Producte und viele Ursachen, theils gute, theils böse, fahren fort, dieses Institut daselbst bis — auf Weiteres beizubehalten.

England entledigte sich in einer Periode neuerweckten großen Nationalbewußtseins und unter dem Einfluß von Männern wie Wilberforce der Sklaverei und machte seine Sklaven in den Colonien mit dem ungeheuern Opfer von zwei Millionen Pfund Sterling frei. Man sagt, diese Angelegenheit hätte mit mehr Weisheit abgemacht werden können. Aber schwerlich mit mehr Edelmuth. Amerikas Wilberforce erwarten wir noch immer.

Die Bevölkerung der südlichen Staaten ist sehr erbittert auf die nördlichen Staaten und auf Europa, weil diese sich — wie die südlichen Staaten sagen — in ihre Privatangelegenheiten mischen und das Institut der Sklaverei auf eine Weise besprechen und behandeln, als hätten sie ein Recht zu dieser Einmischung.

Die amerikanische Union und die großen Zwecke, welche dieselbe ausgesprochen und zu deren Ausführung sie sich berufen erklärt hat, sind von so großer Wichtigkeit und von so unendlicher Bedeutung in den Augen aller freien Staaten, für das ganze Menschengeschlecht, für alle Völker der Erde, daß die letztern sich unwillkürlich für die Ausführung dieser Zwecke wie für Dinge,

welche sie selbst betreffen, interessiren müssen. Und sollten sie dieselben nicht in der That betreffen?

Die Vereinigten Staaten von Amerika haben die Freiheit und die Rechte der Menschheit ausgesprochen. An diesem großen Freibriefe haben alle Menschen Theil.

„Die Maiblume" hieß das Schiff, welches die erste Colonie von freien Männern und Weibern, die auf Nordamerikas Boden die neue Staatsverfassung gründeten, aus der Alten Welt in die Neue Welt brachte. Die Maiblume war das Symbol der letzten Hoffnung für die Alte Welt. Die Staatsverfassung der Vereinigten Staaten wurde die Maiblume des Menschengeschlechts. Es will daher nicht dulden, daß sich ein Wurm in ihrem thaugefüllten Kelche mästet, daß ein Nidhögg ihre Wurzeln benagt. Und das ist verzeihlich.

Aber ich habe die Aufmerksamkeit Eurer Majestät mit diesem Blatte der Geschichte der Vereinigten Staaten allzu lange in Anspruch genommen und fürchte, daß mein Brief dadurch zu einer ungehörigen Länge angewachsen ist.

Ich kann jedoch diesen Bericht über das Leben in dieser Neuen Welt nicht beendigen, ohne Eurer Majestät einige Worte über das dasige häusliche Leben zu sagen. Denn es ist das amerikanische Haus, in welchem ich während der ganzen Zeit meines Aufenthalts in Amerika als Gast gelebt habe; in diesem Hause und im vertraulichen Zusammenleben mit den Bewohnern desselben habe ich das öffentliche Leben dieser Neuen Welt beobachtet und durchdacht; dort habe ich geliebt und gearbeitet, geruht und genossen; dem amerikanischen häuslichen Leben habe ich das Meiste und Beste von Dem zu danken, was ich gelernt und erlebt habe; das amerikanische häusliche Leben hat mir mehr als alle Schätze Californiens geschenkt, ein neues Leben für Herz und Seele.

Das Haus auf dem Boden der Neuen Welt ist Das, was das Haus in unserm alten Norden war und noch

heutzutage ist — ein heiliger Raum. Das amerikanische Haus will aber auch ein schöner Raum sein. Es umgibt sich gern mit grünen Plätzen, mit schönen Bäumen und Blumen. Das findet man auch in den Städten so. Schöner ausgeschmückte Wohnungen findet man nirgends auf der Erde. Und in dem Hause findet man Gottesfurcht, Sittlichkeit und gegenseitige Familienliebe. Das amerikanische Haus ist es, was den amerikanischen Staat befestigt und denselben stark in Gottesfurcht und in sittlichem Leben macht. Amerikas beste und edelste Männer in Washington sind von frommen Müttern in edeln und sittlichen häuslichen Kreisen erzogen worden.

Vielleicht ist Das, was das Haus in der Neuen Welt von dem der Alten Welt am meisten unterscheidet, die herrschende Gewalt des Weibes darin. Es ist Gesetz für den amerikanischen Mann, seine Hausfrau im Hause regieren zu lassen. Er beugt sich willig unter ihr Scepter, theils aus Liebe, theils in der Ueberzeugung, daß dies das Richtigste und Beste ist, theils aus ritterlicher Artigkeit gegen das schöne Geschlecht. Denn der Amerikaner glaubt, daß dem Weibe etwas Göttliches von höherer und feinerer Art inwohnt. Er liebt es, demselben zu gehorchen und sich in allen Fragen des innern Lebens an dasselbe zu wenden. Er liebt es, seine Ehehälfte im Leben höher als sich selbst zu schätzen. Die Frau, unbeschränkt, ihre Welt und ihr Wesen im Hause frei zu entwickeln, selten durch Widerspruch gehemmt, nie zu irgend Etwas gezwungen, bleibt gewöhnlich ihrer schönern Natur treu und regiert mild, häuslich und liebevoll. Und vom Südmeer bis zum Mississippi, von dem nördlichen Minnesota bis zum Wendekreise, habe ich im Westlande nirgend etwas Lieblicheres und der Vollkommenheit Näheres gesehen als das mütterliche Weib.

Ebenso wenig habe ich irgendwo auf der Erde Wesen von mehr thauähnlicher Frische und von schönerm,

urſprünglicherm und lebendigerm Leben geſehen als die jungen Mädchen Amerikas.

Außer dieſer herrlichen Gruppe von ſchönen weiblichen Weſen gibt es — wie ich zugeſtehen muß — im Weſtlande einen Theil Frauen, die dem Ideal keineswegs entſprechen, zu welchem ſie die neue Weltbildung beſtimmt hat, Frauen, deren Gedankenloſigkeit, Leere, Eitelkeit und anſpruchsvolles Weſen den Beobachter zuweilen ſtutzen läßt und auf die Frage bringt, in wiefern die große Freiheit, die dem jungen weiblichen Weſen hier ſehr zeitig eingeräumt wird, der höhern Entwickelung ihres Weſens förderlich iſt.

Die Beſſern ſehen die falſche Richtung bei einem Theile ihres Geſchlechts und beklagen ſie ernſtlich. Ihres Vorbildes halber möchte ich dieſe Freiheit keineswegs beſchränken, ihr aber ein höheres Ziel und mehr Bewußtſein geben. Was das Weib bedarf, iſt nicht eine geringere, ſondern vielmehr eine höhere Achtung gegen ſich ſelbſt und gegen ihren Beruf, ein höherer Begriff von dem menſchlichen Werthe und Wirken, zu welchem ſie beſtimmt iſt. Nur ein höheres Bewußtſein kann ſie vor ihrer ſelbſtſüchtigen Geringfügigkeit retten.

Im Allgemeinen kann man ſagen, daß die Bürgerin in den Staaten der Neuen Welt noch nicht vollſtändig erwacht iſt. Wie in den Staaten der Alten Welt ſchlummert ſie noch eingelullt von dem alten Wiegenlied und von der „kleinen Stimme", welche ſie hindert, die große Stimme zu hören, und von der Schwachheit der Männer für das blos Angenehme und Reizende bei dem ſchönen Geſchlecht.

In Folge dieſes mangelnden Bewußtſeins von einem höhern Beruf iſt der Einfluß der Frauen im Hausweſen und bei der Kindererziehung im Allgemeinen noch weit von Dem entfernt, was er eigentlich ſein ſollte und was er auch in einem Lande ſein muß, in welchem die Macht des Gewiſſens

und der innern Gesetze zehnfach und in demselben Maße verstärkt werden muß, als die äußern Gesetze den Willen und die Launen der Einzelnen nur wenig hemmen. Die Amerikanerin verheirathet sich jung, oft zu jung und kaum den Kinderjahren entwachsen; sie bekommt zeitig Kinder und zeigt ihre Mutterliebe oft ganz besonders dadurch, daß sie — — — ihre Kinder verzieht und alle Launen und Begierden derselben ebenso begünstigt, wie sie selbst in ihrem älterlichen Hause erzogen und begünstigt worden ist. Disciplin und Strenge überläßt sie der Schule, in welche das Kind zeitig kommt. Und die Schule thut, was sie kann; sie gibt dem äußern Menschen Kenntnisse und Dressur und läßt den innern Menschen ungefähr so, wie sie ihn aus den mütterlichen Händen empfangen hat.

Daher rührt — besonders in den Sklavenstaaten — diese Zügellosigkeit des Charakters und des Handelns, dieser Mangel an strengern Moralgesetzen und an Gewissenhaftigkeit, die man nicht ohne Grund dem amerikanischen Jüngling zum Vorwurf macht; daher rühren auch die Unordnungen, die hieraus für die Familie und den Staat entstehen*).

Die starken Frauen, die in Strenge und Liebe die Bürger erziehen, diese Frauen, welche Lykurgos heranbilden wollte, um seine Republik stark und groß zu machen, diese findet man hier nicht.

Dieser antike Typus der Stärke ist aber auch keineswegs der einzige nothwendige. Die Neue Welt kennt einen andern. Und sollte dieser allgemeiner werden, so würde das Weib in den Vereinigten Staaten Amerikas

*) Ich muß jedoch bekennen, daß mir diese Unordnungen, obwol sie hier viel Lärm machen, nicht schlimmer zu sein scheinen als diejenigen, welche — stiller, aber in größerer Menge — in den Staaten Europas vorkommen.

Das werden, was es werden kann, und den Einfluß üben, den es in ſeiner Gewalt hat, auf die Seelen der Kinder, auf die Männer, auf das geſellige Leben, auf die großen ſtaatlichen Intereſſen — ſo würden die Vereinigten Staaten auch das Ideal eines Staates auf Erden werden.

Mehre ausgezeichnete und liebenswürdige Frauen in Nordamerika — darunter auch Quäkerfrauen — ſind als edle Vorbilder ihres Geſchlechts aufgetreten, und mehre Bewegungen in den freien Staaten haben in der neuern Zeit Zeugniß von einer beginnenden ſtaatsbürgerlichen Geſinnung der Frauen gegeben. Möge dieſe Geſinnung zunehmen und tiefer werden, dann wage ich zu ſagen, daß das amerikaniſche Weib als das ſchönſte und am meiſten vollendete Weib der Erde daſtehen wird.

Würde ich Eurer Majeſtät die amerikaniſchen Frauen vorſtellen, wie ſie mir den Typus der Eva in der Neuen Welt am reinſten zu repräſentiren ſcheinen, ſo würde der Blick Eurer Majeſtät mit einem Gefühl der Befriedigung ſowol hinſichtlich des Schönheitsſinnes als des moraliſchen Gefühls auf ihnen ruhen. Ich ſehe Eurer Majeſtät eigenes holdes Weſen Freude darin finden, verwandte Weſen zu erkennen, und glaube von Eurer Majeſtät Lippen das Urtheil zu hören:

— „Sie gleichen den liebenswürdigſten Frauen unſers Welttheils; ihre Anmuth im Benehmen iſt nicht geringer als die Feſtigkeit ihrer Grundſätze. Aber ſie haben vor den Frauen Europas Etwas voraus. Ihr Blick ſcheint mir eine größere Welt zu umfaſſen, ihre Intelligenz thätiger zu ſein und ihr Herz groß genug, um die menſchliche Geſellſchaft in allen ihren Kreiſen zu umfaſſen und zu erheben.“

Vielleicht iſt es blos gerecht, zu ſagen, daß der Menſch in der Neuen Welt nicht beſſer iſt als in der Alten; aber er ſteht auf einem günſtigern Platze und genießt

Verhältnisse, die eine freie, tüchtige Entwickelung begünstigen. Er kann als Individuum und als Ganzes — vollkommener werden. Denn jede einzelne Größe kann hier Gesammteigenthum werden.

Aber es wird Zeit für mich, zu schließen und ich muß bereits fürchten, Eure Majestät durch die Länge meines Briefes ermüdet zu haben. Das Interesse des Stoffs und das Interesse, welches Eure Majestät dafür ausgesprochen haben, möge meine Entschuldigung sein!

In kurzer Zeit verlasse ich den Süden. Groß ist dessen Zauberkraft, aber nach dem Norden steht jetzt mein Sinn. Kräftiger wächst auf dessen Granitfelsen der Baum der Freiheit, und der Staat daselbst gleicht unserm alten, ewig jungen und grünenden Ygdrasil, der an jedem Morgen von den Händen der Nornen aus dem Urdabrunnen begossen wird und der Heimat der Sonne immer näher wächst. So in den nördlichen Staaten Amerikas, so auch in unserm skandinavischen Norden. Aber was unser Norden besitzt und was Amerika nicht hat, das ist die Vorzeit, voll von Gesängen und Sagen, voll von herrlicher Weissagung und Symbolik, von Göttern und Helden, welche Skandinavien ein so großes, so eigenthümliches und so romantisches Leben gibt. Es ist diese Zukunft, es ist dessen Bedeutung für die Gegenwart, dessen Leben in unserer Natur und unser Alltagsleben, das mich wieder in mein Heimatland zurückzieht, ebenso gewaltig wie die Stimme meiner Mutter.

Ein Besuch in dem mir so theuern Kopenhagen steht wie ein Lichtpunkt auf meiner Rückreise nach Schweden vor meinem Blick, und noch in diesem Herbst hoffe ich Dänemarks heitere Hauptstadt zu begrüßen.

Glücklich werde ich mich schätzen, wenn ich dort Dänemarks schöne und gütige Königin noch einmal sehen und ihr strahlendes Bild in das Heiligthum meines Herzens

aufnehmen kann, um es daſelbſt als einen ſeiner theuerſten Schätze aufzubewahren.

Eurer Majeſtät Güte macht mich kühn genug, dies zu hoffen, und im Vertrauen auf dieſe Güte wage ich auch, unter den Vielen, welche Eure Majeſtät lieben, um ein Plätzchen in der Erinnerung Eurer Majeſtät zu bitten.

Neununddreißigster Brief.

Savannah, Georgia, 13. Mai 1851.

Ich habe die Insel der Sonne und der Palmen verlassen und befinde mich wieder auf dem festen Lande. Am 3. Mai ging ich am Bord des schönen, aber theuern Dampfschiffes „the Isabel“.

Der letzte Anblick, den mir die Königin der Antillen gewährte, zeigte mir dieselbe von den dunkeln Wolken eines aufsteigenden Gewitters umhüllt. Das Meer ging hoch und das Fahrzeug schaukelte stark, das Morrolicht leuchtete wie eine Brandfackel bei jeder aufsteigenden Welle, um sich wieder zu verbergen, wenn das Fahrzeug in den Busen der Wogen zurücksank. Das schöne helle Licht, das mich an den Abenden und in den Nächten Cubas so oft erheitert hat, erschien mir jetzt bei dem aufsteigenden Gewitter und in der dunkeln Nacht wie ein Unglückszeichen, das an dem stürmischen Horizont hervorleuchtete. Tages vorher war eine Sonnenfinsterniß und um die Sonne herum war ein großer schwarzer Ring. Diese Zeichen scheinen mir prophetisch zu sein. Denn die innern Zustände auf Cuba, der Despotismus der Regierung, ihre Feilheit und Habsucht, die bittere Unzufriedenheit der Creolen, die Lage der Negersklaven, der

fortgesetzte Sklavenhandel, der alljährlich die Insel mit Tausenden wilder Afrikaner bevölkert, — dazu die lüsternen Blicke Amerikas auf diese neue Helena — dies Alles deutet auf eine stürmische Zukunft hin und — vielleicht — auf eine entsetzliche, blutige Krisis! Möge ich falsch prophezeit haben!

Ach, diese schöne Insel mit ihren lieblichen Lüften, ihren herrlichen Bäumen, ihren schönen Abenden, ihrem ewigen Sommer — ich werde sie stets lieben wie eine der schönsten Schöpfungen Gottes, ich werde stets dankbar dafür sein, daß ich sie gesehen und durch sie einen neuen Himmel und eine neue Erde besser verstehen gelernt habe.

Mein besonderer Wunsch und meine Hoffnung ist, daß Cuba eines Tages auf friedliche Weise den Vereinigten Staaten zufällt. Erst wenn diese letztern auch die Welt des Wendekreises in sich aufgenommen und ihr Reich von Staaten dahin erstreckt haben, erst dann wird ein Universalreich daraus, wie es werden soll. Cuba in anglo-amerikanischen Händen wird bald den Sklavenhandel aufheben; das Evangelium wird den Sklaven gepredigt werden; die Festungsmauern der Bohea verwandeln sich dann in reizende amerikanische Sklavendörfer, und vielleicht werden Spaniens edle Gesetze zum Vortheil der Sklaven der Gesetzgebung der Union einverleibt, wenn Cuba ein Theil der Union geworden ist.

Ich kam am Morgen des 11. Mai im hellsten Sonnenschein nach Charleston. Aber noch kam mir das Sonnenlicht fortwährend wie Mondschein oder wie umwölkter Sonnenschein vor. So düster und glanzlos erschien mir das Licht auf Charlestons Mauern und Dächern oder unter seinen belaubten Bäumen nach der Sonnenpracht und dem Glanz, an welche ich mich auf Cuba gewöhnt habe.

Aber wie innig war ich erfreut, Mrs. Howland und ihre Familie wieder zu sehen und mit ihnen von Cuba

zu ſprechen und mit ihnen in Freude und Ruhe einen ganzen ſchönen Tag zu verleben!

Und doch war mein Sinn gegenwärtig nicht auf Ruhe und Stille gerichtet; ich war auf neue Abenteuer und auf neue Reiſen begierig. Ich wollte gern Florida ſehen und überredete meine gute Mrs. Howland leicht, an dieſer Reiſe theilzunehmen, von der ich überzeugt war, daß ſie ihr Vergnügen machen würde, ebenſo wie es mir großes Vergnügen gewährte, mit ihr zuſammen zu reiſen.

Ein Entſchluß mußte bald gefaßt werden. Am nächſten Tage ging ein Dampfſchiff nach Savannah ab, und dort ſollte ich mit der Familie Mac-Intoſh zuſammentreffen und mit dieſer nach einer Verabredung des verfloſſenen Jahres eine Reiſe nach Florida auf dem ſchönen Fluß St.-John unternehmen.

Geſagt und gethan. Der nächſte Morgen ſah Mrs. Howland und mich am Bord des Dampfſchiffes, das nach Savannah beſtimmt war. Es war ein wunderſchöner Maimorgen und dort am Strand, gerade als ich abreiſen wollte, ſtand Mrs. Holbrook mit einem Blumenſtrauß, und einige andere Freunde. Wie freundlich und wie angenehm!

Und nun bin ich nach einer eintägigen Luſtfahrt auf dem Fluſſe wieder in der Stadt im Grünen, wieder unter alten Freunden, die gütig, freundlich und gaſtfrei wie früher ſind, Mr. und Mrs. Tafft, Mrs. Burrows und Andere, und Alle verſichern, daß ich verjüngt, „wonderfully improved“ ſei, und ſchreiben dies Amerika zu. Aber ich weiß es beſſer und ſage Allen, daß ſie nach Cuba reiſen müßten, wenn ſie verjüngt werden wollten.

Die Familie Mac-Intoſh fand ich in tiefem Schmerz um eine geliebte Tochter und Schweſter, welche ſie im vergangenen Herbſt verloren hatten. Aber der alte ehrenwerthe Vater, der Colonel Mac-Intoſh, und ſeine jüngſte

Tochter, ein gemüthreiches und lady-like junges Mädchen werden uns nach Florida begleiten, wo ſie den älteſten Sohn der Familie beſuchen wollen, der daſelbſt anſäſſig und verheirathet iſt. Auf dem Rückwege werde ich die Plantage eines gewiſſen Mr. Cooper am Altamahàfluß beſuchen, wo ich, wie man mir ſagt, das Ideal des Plantagenlebens in den Sklavenſtaaten ſehen ſoll.

Uebermorgen reiſen wir auf einem kleinen, ſchönen, funkelnagelneuen Dampfboot, „the Magnolia“, ab und werden den St.-Johnfluß hinauffahren, ſoweit das Dampfſchiff geht, d. h. bis zum „Lake Munroe“.

Miß Dix, die ſoeben zufälligerweiſe nach Savannah gekommen iſt, hat ſich unſerer kleinen Geſellſchaft angeſchloſſen, weil ſie Florida zu beſuchen wünſcht. Das Wetter iſt herrlich, es iſt Vollmond und ich bin voll Reiſeluſt, voll Luſt, Florida zu ſehen, dieſe Blume unter den Staaten des Südens, das Land, deſſen liebliche, balſamiſche Luft die Spanier glauben ließ, die Quelle der ewigen Jugend ſei darin verborgen.

The Magnolia, 17. Mai 1851.

Selten wird wol Jemand einen Brief von einem Dampfboot erhalten, welches auf einer grünen Wieſe feſtſitzt. Aber gerade von einem ſolchen Dampfboot ſchreibe ich jetzt an dich. Und wie lange das Dampfboot und deſſen Paſſagiere hier ſitzen werden, das — — hängt vom Mond und der Menſchenliebe ab; aber wir haben Urſache, gegenwärtig dem guten Willen Beider zu mistrauen.

Die erſte Tagereiſe war beſonders munter und die Damen unſerer kleinen Geſellſchaft waren recht heiter untereinander. Miß Mac-Intoſh, ihren traurigen Umgebungen entrückt, entwickelte eine Blüte von Geiſt und friſchem Leben, die ich nach ihrem claſſiſchen ernſten Ge-

ſicht gar nicht in ihr vermuthet hätte. Und Mrs. Howland hat ſtets einen ruhigen und gutmüthigen Humor bei der Hand. Beide foderten Miß Dix zu einem freundſchaftlichen Gezänk heraus. Auch hatten wir eine menſchenfreundliche und herrſchſüchtige Dame an Bord, welche dominiren und uns Alle beherrſchen wollte und große Häuſer aus Strohhalmen verfertigte. Aber wir nahmen Alles leicht und munter. Unſere hübſche kleine Magnolia zwängte ſich luſtig in Krümmungen und Windungen aller Art durch den ſumpfigen Fluß, durch welchen ſie ihren Weg ſuchen mußte; ich mußte ihre Feinheit und ihren friſchen Muth bewundern. Nur ſchien es mir, als ob ſie eine zu ſtarke Hinneigung zum feſten Land hätte, denn wir ſtießen oft an den Ufern an, indem wir uns zwiſchen ihnen hindurch zwängten. Aber allerdings war das Fahrwaſſer zwiſchen beiden oft äußerſt knapp.

— „Einen ſchönen Abend, Miſſis!“ — rief der ſchwarze Steuermann, indem er mit gutgelauntem Geſicht aus ſeinem kleinen Häuschen auf dem Verdeck herausguckte und eins von den Frauenzimmern aus unſerer Geſellſchaft anredete.

— „Ja, aber — kommen wir nicht bald an unſern Ruheplatz für dieſe Nacht?“

— „O ja, o ja, ſogleich! Wir werden bald da ſein. Sein Sie ruhig, Miſſis Maa'm!“

Eine Weile danach, als wir ſämmtlich am Theetiſche ſaßen, wurde das Fahrzeug plötzlich wie von einer ſtarken Welle emporgehoben und — dann ſtand es ſtill, obgleich die Maſchine noch einige Zeit fortarbeitete. Der Capitän, der mit uns am Tiſche ſaß, und ein paar andere Herren ſprangen auf und eilten hinaus.

Es fand ſich bald, daß der unerfahrene außerordentliche Steuermann (der ordentliche lag krank in Savannah) eine falſche Richtung im Fahrwaſſer genommen und das Schiff gerade auf eine hervorſchießende Landzunge des Ufers geführt hatte. Gegenwärtig war dieſe Landzunge

von der Flut bedeckt; denn der Mond war an dieſem Abend gerade voll und die Flut ſtand hoch.

Am folgenden Morgen, als die Ebbe eintrat, fanden wir, daß wir vollſtändig auf dem Trockenen ſaßen; rings um das Schiff wuchs hohes grünes Gras und ganz in der Nähe war ein Wäldchen von Lebenseichen und blühenden Magnoliabäumen, welche letztere jedenfalls eine geheime Anziehungskraft auf unſere kleine Magnolia ausgeübt haben mochten. Das Schiff lag mit dem Vordertheil nach dem Wäldchen zugewandt, gerade als ob es in daſſelbe hineinfahren wollte.

Wir ſaßen ganz und gar feſt. Und ſo ſitzen wir noch heute, den 17. dieſes Monats, im grünen Graſe und im Lehm, Abends begrüßt von den flötenden Tönen der „the Whip poor Wills“ aus dem Magnoliawäldchen und des Morgens von ſtrahlenden Schmetterlingen bewillkommt, die um uns her gaukeln. Ein ganzes Regiment von Negerſklaven iſt damit beſchäftigt, rings um den Kiel des Fahrzeugs den Boden abzugraben, wobei ſich jedoch blos herausſtellte, wie tief es ſich in den Boden eingebohrt hatte. Am erſten Tage ſagten wir: — „Wenn die Flut heute Abend kommt, dann“ — — Aber als die Flut kam, ſo war ſie nicht ſo hoch wie am vorhergegangenen Abend; und der Mond, weniger voll als am Abend vorher, ſah kalt auf uns herab und ließ uns ſitzen, wo wir ſaßen.

— „Morgen, wenn das Dampfſchiff „Gaſton“ hier vorüber kommt“ — hieß es nun — „wird es uns loshelfen!“ — Und Miß Mac-Intoſh ſchlug vor, daß bei der Ankunft des Gaſton alle Frauenzimmer hinauf auf das Verdeck gehen und ſich mit den Taſchentüchern vor den Augen zeigen ſollten, um dadurch das vermeintlich harte Herz des Capitäns vom Gaſton zu erweichen.

Der morgende Tag kam, der Rauch vom Gaſton zeigte ſich am Horizont und ließ den Rauch der Hoffnung in unſern Herzen aufſteigen. Der Gaſton kam

näher, hielt an und blickte auf uns. Die Flut war da. Wir waren voll von Hoffnungen auf die Hülfe des Gaſton. Aber der verhärtete Gaſton blickte blos auf uns herüber, ſetzte ſeine Fahrt fort und überließ uns unſerm Schickſal auf dem Trockenen. (Nb. Die Scene mit den Taſchentüchern wurde unterlaſſen.)

Große Indignation auf der Magnolia. Unſere herrſchſüchtige Dame wollte eine Indignationserklärung gegen den Gaſton aufſetzen, die in einer Zeitung abgedruckt werden ſollte. Sie ſetzte auch für die Damen an Bord eine Achtungserklärung für den Capitän der Magnolia und deſſen „gentlemänniſches Benehmen" auf, die wir ſämmtlich guthießen und unterzeichneten.

Jetzt iſt unſere Hoffnung auf das Dampfboot „St.-Matthew" gerichtet, welches morgen Abend erwartet wird. Es ſoll ſich als ein guter Apoſtel zeigen und uns an Bord nehmen, denn es iſt klar, daß die Magnolia in dieſem Monat nicht loskommen kann, da mit jedem Tage der Mond mehr abnimmt und demnach auch die Flut ſchwächer wird, außerdem aber auch die Magnolia durch ihre Schwere mit jedem Tage tiefer in den Sand ſinkt.

Inzwiſchen tröſten wir uns mit gutem Humor, mit einem guten Tiſch und dann und wann mit einer Wanderung an das Ufer (denn wir können trockenen Fußes von dem Schiffe an das Ufer und von da wieder zurückgehen) und auf die ſchönen Plantagen daſelbſt.

Die Frauenzimmer ſind beſonders angenehm. Die gute Mrs. Howland, die ohne ihre hausmütterliche Thätigkeit nicht leben kann, bringt die feine Wäſche in Ordnung und empfiehlt ſich damit, erhält aber für ihre Faulheit und Ungeſchicklichkeit fortwährend Schelte; Miß Dix dagegen ſteht in dem Verdacht des Diebſtahls und wird mit dem Correctionshauſe bedroht. Und ſo lachen wir herzlich, beſonders Miß Mac-Intoſh, in deren Bruſt die Jugendquelle friſch hervorſprudelt und die ſelbſt nicht begreift, wie ſie ſo heiter ſein kann. Und heute Abend

habend haben wir den Geburtstag der kleinen hübschen Tochter unsers Capitäns gefeiert. Ich wand einen Kranz von wilden Blumen für sie; die andern Frauenzimmer gaben ihr kleine Geschenke, und das kleine Mädchen, höchst glücklich, eilte davon, um sich ihrem Vater in ihrem Blumenschmuck zu zeigen.

Unter der Gesellschaft ist eine Dame, noch nicht vierzig Jahre alt, schön, schlank geschnürt und wohl gekleidet, mit hellen Locken, deren Gedanken augenscheinlich auf die Welt und deren Vergnügungen gerichtet sind. Diese Dame ist jedoch die Witwe von drei Männern, die Mutter von zwölf Kindern, von denen neun gestorben und zwei verheirathet sind, und die Großmutter von drei Enkelkindern.

— „Und Sie haben alle diese Verluste sehr wohl überstanden!" — sagte ich mit einigem Erstaunen.

— „Yes, indeed!" — versetzte sie, augenscheinlich mit sich und mit ihrer Gemüthsstärke ganz zufrieden.

— „Und Sie wären vielleicht nicht abgeneigt, sich zum vierten male zu verheirathen?" — fragte Mrs. Howland, ein wenig neugierig auf die Antwort.

— „Ach nein" — erwiderte sie ruhig — „wenn ich dadurch meine Umstände verbessern („better myself" lautete der Ausdruck) könnte."

Miß Mac-Intosh wurde darüber so indignirt, daß sie nahe daran war, in Worte auszubrechen.

Unter den Herren ist ein junger Californienfahrer, soeben erst aus dem Goldlande zurückgekehrt und auf der Rückreise in seine Heimat und zu seiner Gattin begriffen, mit verschiedenen Goldklumpen, geschmolzenen und ungeschmolzenen, Californiendukaten und einem weißen chinesischen Seidenshawl für seine Gattin. Er ist ein schöner junger Mann, mehr Dandy und mehr kindlich, als bei einem Amerikaner gewöhnlich ist und für einen Californienfahrer paßt. Ich wollte gern Etwas von dem Lande und Volk, von der Lebensweise in Californien,

von Chineſen, von deren Einrichtungen, Gottesdienſt u. ſ. w. wiſſen. Aber der junge Mann wußte weiter nichts, als daß er mehre Goldklumpen und einen chineſiſchen Seidenſhawl für ſeine Gattin bei ſich hatte.

Heute Vormittag waren wir am Lande und beſahen eine ſchöne Baumwollenplantage mit einer herrlichen Lage auf einer hohen Terraſſe am Fluſſe. Sie gehörte einem Mr. Valburg, wie man uns ſagte. Beſonders gefielen uns daſelbſt einige Sklavenwohnungen, die ich beſuchte und die von einer gewiſſen Wohlhäbigkeit zeugten. Auch das Ausſehen einiger Sklaven, die von ihrer Arbeit zurückkehrten, gefiel mir.

An einem Brunnen ſah ich eine ganz alte Negerin, die im Begriff war, Waſſer zu holen. Ich fragte ſie unter Anderm, wie alt ſie ſei?

— „A little better than hundred, Maam!“ — war ihre Antwort.

Die Neger legen einen Werth darauf, ſehr alt zu werden; und ſie werden in der That ſehr alt, wenn ſie gute Tage haben.

Von dieſer Plantage würde ich nur freundliche Eindrücke mitgenommen haben, wenn ich nicht auf dem Rückwege nach dem Ufer an einem Zaun dem „Overseer“ der Plantage (der Beſitzer und ſeine Familie waren abweſend) begegnet wäre und in ihm einen jungen kräftigen Mann mit dem wilden, friedloſen und irrenden Blick geſehen hätte, den ich bei mehren „Overseers“ auf den Plantagen bemerkt habe und der mir den Glauben an Gerechtigkeit und Beſonnenheit bei der Behandlung der Sklaven gänzlich benommen hat.

Die Sklaven, welche rings um unſer Fahrzeug den Boden abgraben, ſind ſtark und arbeiten tüchtig; aber ſie verhalten ſich dabei ſo ſtill, als ob ſie ein Grab grüben. Das iſt den Negern nicht natürlich und iſt ein ſchlimmes Zeichen.

Wir haben Abends den allerſchönſten Mondſchein,

und aus dem Magnoliawäldchen flötet „the Whip poor Will“ seine melodischen, aber einförmigen Töne. Am Tage ist die Sonnenhitze stark und — möge St.-Matthew sich über uns erbarmen!

Lake Munroe (Florida), 20. Mai 1850.

Ich schreibe dir jetzt aus der Tiefe des blühenden Florida, ruhend auf einem der schönen spiegelklaren Seen dieses Landes, während grunzende Alligatoren rings um unsere kleine bewegliche Wohnung (ein kleines Dampfboot Namens Sarah Spalding) schwimmen. Ein Kranz von dunkelgrünen Wäldern, einem Myrtenkranz gleichend, umgibt diesen stillen See; denn Wälder von Orangen und Palmettos, Wälder von Cypressen lassen sich in dieser Entfernung nicht unterscheiden. Das ganze Ufer ist niedrig, der See spiegelklar und Alles ringsum ganz still. Keine Städte und Thürme, keine Dampfboote und Flotten, keine Menschen außer uns Floridafahrern. Hier ist junges, ja fast noch wildes Land. Aber wie freue ich mich, daß ich jetzt mitten in Floridas poetischer Wildniß bin, daß ich etwas von seiner reichen wunderbaren Naturpoesie gesehen habe.

St.-Matthew zeigte sich uns als ein guter Apostel. Am 18. Mai Nachmittags nahm er uns arme gestrandete Sünder sämmtlich in seinem Schooße auf. Doch hatten wir keine Noth und keine Sünde weiter, als daß es höchst langweilig war, in einem Dampfboot auf dem festen Lande mitten im heißen Sonnenschein zu liegen. Aber um unsern Capitän und um den Mondschein war es wirklich Schade. Unser Erlöser St.-Matthew kam uns nicht zu nahe, sondern ließ uns durch Boote abholen. Vier Neger ruderten uns. Mir schien die Fahrt sicher und gut zu gehen. Aber unsere herrschsüchtige Dame, die wegen ihrer Philanthropie gegen weiße Sünder

bekannt ist, hatte ein scharfes Auge auf die Schwarzen und rief nach einer Weile mit strenger Stimme: — „Warum rudert ihr nicht stärker?"

Und indem sie sich an mich wendete, setzte sie hinzu: — „Man kann an ihrer Brust und an ihren Athemzügen bemerken, ob sie sich anstrengen, soviel sie können."

Diese philanthropische weiße Dame saß also da und beobachtete die Athemzüge der Negersklaven, den Blick auf deren nackte Brust gerichtet, um zu sehen, ob sie sich bis zum Aeußersten anstrengten, um ihr und uns zu dienen. Ich muß noch hinzufügen, daß diese Dame aus einem Staate Neuenglands war. Von dieser Art ist die Philanthropie mancher Amerikanerin.

Unsere herrschsüchtige Dame fand jedoch keinen Beifall mit ihren Bemerkungen und Ermahnungen. Die Neger ruderten ruhig, aber gleichmäßig und gut das schwer beladene Boot und brachten uns glücklich an Bord des St.-Matthew. Und bald schwammen wir zu unserer großen Befriedigung auf dem Altamahafluß, dessen Wasser hier, in der Nähe des Meeres, salzig war und in der Abenddämmerung wie ein Strom von hellrinnendem Silber voll glänzender Diamanten strahlte.

St.-Matthew war bereits voll von Menschen an Bord. Unter denselben befanden sich auch drei Paar Turteltauben von menschlicher Race. Das erste Paar, körperlich schön, aber an Bildung und Manieren der zweiten Classe angehörig, war so verliebt ineinander und zeigte diese Liebe so, daß es widerwärtig war. Der junge Mann, der eine große Brustnadel mit unechten Diamanten im Vorhemdchen trug, vertraute einem Bekannten unter der Gesellschaft an, daß er das vollkommenste Frauenzimmer auf der Erde geheirathet zu haben glaube. Aber ihre allerdings vollkommen schöne Gestalt sah nicht aus, als ob sie viel Geist in sich trüge.

Das zweite Turteltaubenpaar war von feinerm Schrot und Korn, sehr angenehm im Betragen und ihr lieben-

des Herz ſtrahlte aus ihren dunkeln ſchönen Augen; ſie ſchien ſehr ſchwacher Geſundheit nach einer kaum einjährigen Ehe zu ſein; er war ſehr beſorgt um ſie.

Das dritte Turteltaubenpaar war weder jung noch ſchön, aber unter allen drei Paaren das intereſſanteſte und vielleicht auch das glücklichſte. Es war wohlthuend, Beide zu ſehen und ihre Geſchichte zu hören.

Sie gehörten der ärmern weißen Volksclaſſe (in Carolina oder Georgia) an, gewöhnlich „Sandhügelleute" — Sand-hill-people — genannt, weil ſie die ſandigſten und magerſten Theile des Landes ohne Schulen oder ſonſtige Mittel zur Bildung bewohnen und bebauen. Die Frau hatte ihren Mann gegen den Willen ihrer Angehörigen geheirathet. Und als ſie einige Zeit nach ihrer Verheirathung durch die Schuld des Mannes in große Noth geriethen, gaben ihre Verwandten ihr eine Freiſtatt, verſtießen jedoch ihren Mann und verboten ihr, denſelben zu ſehen. Er ſchwur in ſeiner Erbitterung darüber, daß ſie ihn nicht eher wiederſehen ſollte, als bis er käme, um ſie in ſein eigenes Haus abzuholen. Er verſchwand und ließ ſieben Jahre lang nichts von ſich hören. Sie blieb mit ihren Kindern, zwei Knaben und einem Mädchen (der jüngſte Knabe war eben geboren worden, als der Vater ſie verließ), bei ihren Aeltern und verlor allmälig faſt ganz die Hoffnung, ihren Mann, den ſie jedoch ſehr liebte, wiederzuſehen. Aber eines Tages rief der älteſte Knabe: — „Da kommt der Papa!" — Sie wollte es nicht glauben, denn ſie hatte ſo viele Jahre hindurch vergebens gewartet, Etwas von ihm zu hören. Sie verließ jedoch das Haus, um den Ankommenden zu ſehen, und als ſie in einiger Entfernung wirklich ihren Mann erkannte, fiel ſie ohnmächtig zu Boden. Es war ihm nach anhaltenden Anſtrengungen gelungen, ſich ein ſicheres Brot zu verſchaffen; er hatte ſich eine Hütte in dem ſchönen Florida gebaut, und jetzt kam er, um ſeine Frau und ſeine Kinder dahin, in das Land des ewigen

Sommers abzuholen. Gegenwärtig waren ſie auf der Reiſe dahin begriffen.

Es war am Strande des Lake Munroe, wo die neue Heimat lag. Dort ſollten die beiden Gatten ein neues Leben beginnen. Sie hatten ſich an dieſem mondhellen Abend aneinander gelehnt und küßten ſich mit der innigſten Liebe und Freude. Der Mann hatte ein gutes und männliches Ausſehen. Die Frau hatte feine Züge, war augenſcheinlich ſehr ſchön geweſen, ſchien aber durch Kummer und harte Arbeit gelitten zu haben. Sie konnte nicht viel über dreißig Jahre alt ſein; er ſchien einige Jahre jünger als ſie zu ſein. Beide ſaßen dicht nebeneinander. Sie lehnte ihr Haupt mit dem Ausdruck innigen Friedens und Vertrauens an ſeine Schulter. Sie ſollte von nun an nicht mehr allein, getrennt von ihrem Mann, umgeben von Verwandten, die denſelben haßten und verachteten, für ihr Hausweſen und ihre Kinder arbeiten. Er war bei ihr, ſie hatte ihn wieder und — was noch mehr iſt — ſie konnte Achtung für ihn als Mann und Gatte hegen. Er konnte und ſollte künftig für ſie und für die Kinder ſorgen; er führte ſie weit, weit hinweg von den Sandhügeln, wo ſie ſo viel Leid erfahren hatte, in das blühende Florida, wo Orangenwälder ihre Wohnung am Ufer des Sees überſchatteten, wo Floridas Sommerwinde neue Blumen auf ihren Wangen hervorrufen würden. Alle dieſe ſüßen Gefühle und Gedanken konnte man klar in dem Weſen und Ausdruck beider Gatten leſen. Sie ſchienen mir die glücklichſten Menſchen zu ſein, mit alleiniger Ausnahme — meiner eigenen Perſon, die ich ſie ſah und die ich von Gott die Gabe empfangen habe, in dem Glücke Anderer einen Genuß zu finden.

Der jüngſte ihrer Knaben war ein kleiner ſeltener Junge, hübſch und freimüthig und durch die Zärtlichkeit der Mutter mit einer niedlichen wohlkleidenden Mütze geſchmückt. Der älteſte Sohn, funfzehn Jahre alt, war

weniger ausgezeichnet, und die einzige Tochter des Hauſes, die vierzehnjährige Polly, war ein ſchwarzer Strich in dem Roman der Aeltern; denn obgleich nicht häßlich und mit dem gutmüthigen Ausdruck des Vaters in ihrem runden Geſicht, war ſie doch eine echte Tochter der Sandhügel, bei einer alten Großmutter aufgewachſen, wie ein Tannengebüſch im Sande, ohne mehr Bildung oder Sitte als dieſe zu haben. Unſere herrſchſüchtige Dame nahm dieſes verwilderte Menſchenkind unter ihren Schutz und ihre Verſuche, dieſe junge Novize zu bilden und ihre Sandhügelnatur und ihre Manieren zu beſſern, gaben uns Stoff zu manchem herzlichen Gelächter.

Die erſte Nacht auf dem St.-Matthew war heiß und drückend in dem mit Menſchen angefüllten engen Salon. Der Fußboden war mit liegenden Frauenzimmern bedeckt. Einige derſelben waren ſchön, zwei darunter ganz jung und von einer wahrhaft claſſiſchen Schönheit in ihrem Schlaf und in ihrer liegenden Stellung. Und da ich nicht ſchlafen konnte, unterhielt ich mich damit, ſie von meinem hohen ſchwebenden Bett aus mit künſtleriſchem Auge zu betrachten.

Am Abend hatten wir den Altamahafluß verlaſſen und nach einer mehrſtündigen Fahrt auf dem See glücklich den St.-Johnfluß erreicht, nachdem wir eine gefährliche Sandbank an deſſen Mündung hinter uns gelaſſen hatten, ohne mehr als einen ſtarken Stoß zu erleiden, der den alten St.-Matthew in allen ſeinen Fugen erzittern ließ. Allein das Schiff ging nicht in Stücken, (was ſehr leicht hätte geſchehen können und wobei wir Alle unfehlbar zu Grunde gegangen wären), ſondern hielt zuſammen, und ſo hatten wir nichts zu ſagen. Das Schiff ſetzte verſchiedene Paſſagiere unterwegs bei neuen Anſiedelungen oder an Plantagen aus; Alles wurde freier und behaglicher, und ich fand einen unbeſchreiblichen Genuß an dem herrlichen Morgen und an der Flußfahrt.

Der St.-Johnfluß (in der indianiſchen Sprache

Welaka oder der Seenfluß) ist eine Kette von größern oder kleinern Landseen, die durch enge, aber tiefe Sunde verbunden sind und sich in unzähligen Buchten und Windungen zwischen den Ufern hinschlängeln — ein wunderbarer Anblick, den man sich nicht vorstellen kann, wenn man etwas Aehnliches noch nicht gesehen hat. Hier ist wieder Urwald, so wie ich ihn auf dem Savannahfluß gesehen habe, aber noch reicher, denn der Welaka fließt zum größern Theil unter tropisch warmer Luft und unterhalb des Landstrichs, den der Frost erreicht, dahin. Hier sind dichte Waldungen von Palmettos; hier sind wilde Orangenwälder, mit leuchtenden Früchten beladen, die von keinen Menschenhänden abgepflückt werden; Massen von Schlingpflanzen, Vanille, wilde Weinranken, Convolvulus u. m. a. bedecken die Ufer in unbeschreiblicher Ueppigkeit und bilden, indem sie über Bäume, Baumstümpfe, Büsche und Cypressen wachsen, Pyramiden, Altäre, ganze Tempel mit Pfeilern, Gewölbe, Säulenhallen, dunkle tiefe Gänge und die schönsten prächtigsten Festons neben und über dem klaren Fluß. Aus Massen von Laubwerk stecken Sonnenfächerpalmen ihre schönen Kronen frei und phantastisch hervor, die Magnolia erhebt sich voll von schneeweißen Blüten, und hoch über dieser Republik von Gebüschen, Blumen und verschiedenen Bäumen stehen die hohen Cypressen wie schützende bärtige Patriarchen, ihre lichtgrünen Kronen horizontal ausstreckend mit langen wehenden Moosgeflechten, die von ihren starken Aesten herabhängen.

Hier ist das Naturleben in aller seiner Fülle zu sehen. Aber es ist das Reich und die Macht des alten heidnischen Naturgottes, des alten Pan, das Gute und das Böse, das Leben und den Tod mit derselben Liebe umfassend und kein Gesetz und keine Ordnung außer der des Hervorbringens und Zerstörens anerkennend. Unter diesen grünen Laubgewölben, welche das Wasser beschatten, liegt die friedliche Schildkröte, aber auch der grau-

ſame Alligator, der auf Beute lauert. Das Elennthier lebt in dieſem Naturtempel, aber auch der Panther, der Tiger und der ſchwarze Bär. Um dieſe Pfeiler von Laub und Blüten windet ſich die Klapperſchlange und die giftige Moccaſinſchlange; und der ſchöne romantiſche Wald iſt voll von kleinen giftigen ſchädlichen Thieren. Gefährlicher als dies Alles iſt jedoch die hieſige liebliche Luft, die im Sommer geſchwängert mit den Miasmen des Urwaldes und der Flüſſe zu den neuen Anſiedlern kommt und Fieber und andere langſam zehrende Krankheiten mit ſich bringt. Daher kommt es auch, daß dieſen wunderſchönen Ufern die Menſchen noch fehlen. Hier und da am Fluſſe entſtehen neue Anſiedelungen, werden aber nach einigen Jahren wieder verlaſſen, um zu verfallen.

Aber eben dieſes Urleben in der Wildniß, dieſe regelloſe üppige Schönheit, der Menſchenkraft trotzend und ſtark durch ihren Reichthum, iſt mir hier von unſäglichem Intereſſe und gewährt mir ein fortwährendes Feſt, das ich ohne irgend eine Beſchwerde genieße. Und die Luft iſt ſo mild, die Magnolia ſo voll von Blüten, der Fluß ſo voll von Leben, Alligatoren, plätſchernden Fiſchen, ſchönen großen Waſſervögeln, Alles ſo üppig, ſo wunderbar reich, wild und ſchön — ein ununterbrochenes feenhaftes Schauſpiel, beſonders des Abends, wenn der Mond aufgeht und ſeine geheimnißvollen Halblichter und Schatten in die Gewölbe und Säulenreihen dieſer wunderbaren Naturkirche wirft. Ich ſitze ſtill draußen auf der Piazza und ſehe mit Andacht und Entzücken, wie bei jeder Windung des Fluſſes neue frappante Scenen hervortreten; glücklich, wenn ich auf dieſe Weiſe allein oder an der Seite meiner guten Mrs. Howland, neben der ich mich ſtets wohlbefinde, ſitzen kann.

Allein wir ſind nicht frei von kleinen ſtörenden Ereigniſſen.

Am erſten Morgen unſerer Fahrt auf dem Welaka

verlor St.-Matthew sein Steuerruder durch Unachtsamkeit. Das gab für unsere herrschsüchtige Dame viel zu ordnen und zu befehlen und wir mußten eine ganze Stunde still liegen, um unsern Schaden zu repariren. Sandhügel-Polly war uns fortwährend im Wege und wenn man zufälligerweise ihr ebenfalls im Wege stand, so konnte man sich auf einen tüchtigen Knuff gefaßt machen. Die Erziehung unserer herrschsüchtigen Dame wird zwar immer strenger, aber wir fangen an, die Hoffnung auf die Macht der Bildung über diese Tochter der Wildniß zu verlieren. Wir haben allerlei lustige Auftritte, und die fröhliche junge Miß Mac Intosh belustigt sich und uns durch ihre Bemerkungen über Polly und deren Bildung.

Die Turteltaubenpaare Nummer Eins und Zwei wurden bei der kleinen neuen Ansiedelung Pulatki, welche mitten im heißen Sande liegt und vielleicht gerade deshalb gesunder ist als andere von üppigem Wuchs umgebene Stellen, ans Land gesetzt. Das Turteltaubenpaar Nummer Drei sollte uns bis zum Lake Munroe begleiten.

In Pulatki erfrischten wir uns durch eine große Wäsche und durch gute Milch. Wir waren daselbst unterhalb der Region, in welcher der Frost Macht hat; er kann sich hier wol einmal fühlen lassen, aber er kann nichts zerstören. Etwas weiter nördlich hat er vor einigen Jahren die herrlichen Wälder von süßen Orangen, welche in der Gegend von St.-Augustin der einzige Reichthum mehrer tausend Personen gewesen sind, vom Grunde aus zerstört. Aber in Pulatki fühle ich die balsamische Luft wieder, die ich auf Cuba geathmet habe. Und diese Luft, dieses Wehen kann blos da sein, wohin der Frost nicht zu dringen vermag.

In dieser reizenden Luft lag in Pulatki, weit entfernt von Verwandten und Freunden, ein Jüngling tödtlich krank an der Schwindsucht. Er war aus Phila-

delphia und von da nach Florida gereiſt, um dort Geſundheit zu trinken; aber die Krankheit war übermächtig geworden. Floridas balſamiſche Lüfte ſpielten durch die Fenſter herein; ein treuer Neger ſaß an dem Lager des Kranken und wehte demſelben mit einem Fächer Kühlung zu — vergebens! Das Fieber verzehrte ihn und er konnte nur noch wenige Tage leben. Er war ſchön mit ſeinen großen blauen Augen und lichten Haaren. Seine Großmutter war eine Schwedin und er trug ihren Namen, nämlich Rudolf. Obgleich er ſehr ſchwach war, ſchien es ihm doch Vergnügen zu machen, die aus weiter Ferne hierher gekommene Landsmännin zu ſehen. Er war gegenwärtig auf dem Rückweg nach Philadelphia begriffen und glaubte es noch erreichen zu können; aber — — —. Miß Dix, die ſich der Kranken immer annimmt, ſchrieb ſich die Adreſſe des kranken Jünglings in Philadelphia auf, um ſeinen Verwandten Nachricht von der Gefahr zu geben, in der er ſich befand.

In Pulatki wurden wir von dem St.-Matthew auf das kleine elende Dampfboot Sarah Spalding übergeſiedelt, das mich an dieſem Abend faſt zur Reue über mein Unternehmen brachte, beſonders meiner Freunde halber. Denn auf dieſem Dampfboot ſah Alles im höchſten Grade unbehaglich und ärmlich aus und unſere Kajüten wimmelten von gewiſſen Inſekten. Aber — ſelten habe ich mehr und herzlicher gelacht als an dieſem Abend. Miß Mac Intoſh gerieth in eine Art von munterer Raſerei gegen unſere Friedensſtörer und verfolgte dieſelben mit einer ſo komiſchen Wuth, und Miß Howland war wie dieſes junge Mädchen ſo geneigt, alle unſere Beſchwerden von der luſtigen Seite zu nehmen, daß Alles für uns zum Gegenſtand des Vergnügens wurde. Die Mondſcheinnacht war herrlich während dieſer Flußfahrt und wir ſaßen bis ſpät in die Nacht draußen auf der kleinen dreieckigen Piazza im Hintertheil des Schiffs. Ein paar junge Schweſtern mit hübſchen Stimmen ſangen „Dearest

may“ und andere fröhliche Negerlieder. Das Schauspiel an den Ufern nahm immer mehr einen tropischen Charakter an. Nachher schliefen wir ein Bischen, und ich für meine Person schlief sehr gut trotz der Insekten. Allein unsere herrschsüchtige Dame glaubte über unser Wohl wachen zu müssen und war die ganze Nacht hindurch sehr unruhig.

Am nächsten Tage legten wir früh des Morgens am Lande an, um Holz zu holen. Ich ging ans Ufer hinauf, um mich nach dieser unbehaglichen Nacht zu erfrischen. Die Gegend schien ganz wild und unangebaut zu sein. Allein ein Fußsteg führte in mehrfachen Windungen in den Wald und ich wandelte auf demselben vorwärts „a la bonne aventure“ auf Entdeckungsreisen aus. Und als ich hier einsam durch die Wildniß wanderte, fanden sich meine Flügel und meine Freude bei mir ein. Aber der Morgen und die Wildniß war unaussprechlich schön. Die Lebenseichen mit ihren hängenden Moosen standen in voller Pracht und durch ihre Arcaden drang die aufgehende Sonne. Auf den Blättern des Ambrabaumes und auf den unzähligen kleinen Pflanzen und Gebüschen längs des Fußsteigs lag der Morgenthau frisch und glänzend. Die Erde duftete. Ich küßte den Thau von den Blättern; ich legte sie auf meine Augen und auf meine Stirn, die morgenfrischen Blätter der jungen neuen Erde; ich hätte mich in diesem Urdarbrunnen baden mögen; ich weinte, halb vor Schmerz, halb vor unaussprechlicher Dankbarkeit und Freude. Leicht wie ein Vogel schritt ich dahin und lobsang mit den Vögeln, denn — ich hatte hier den Labetrunk gekostet, nach welchem ich auf einer langen langen Reise durch die Wüste gedürstet hatte; ich hatte die Fülle des Lebens getrunken und trank sie noch aus Gottes reichem Brunnen, allein getragen von seiner Kraft und von den Flügeln, die er mir gegeben hatte. Wer war freier, wer war reicher als ich? Was sind die gewöhnlichen Vergnügungen und Genüsse

des Lebens, nach denen ich in meiner Kindheit oft gedürstet habe, im Vergleich mit denen, welche ich jetzt genoß? — Und nicht ich allein genieße sie — sie können und sollen von Vielen genossen werden, wenn Viele lernen, daß Gott ihnen Flügel gegeben hat, und wenn Viele diese Flügel benutzen lernen.

So schritt ich voll glücklicher Gedanken und Gefühle dahin, bis ich an einen offenen Platz im Walde kam, wo man gerodet hatte und wo früher wahrscheinlich eine Wohnung befindlich gewesen war. Jetzt war dieser Platz verlassen. Der schöne Wald umgab schweigend den offenen öden Raum. Weder Menschen noch Thiere zeigten sich. Es war eine tiefe wilde Einsamkeit.

Ich hatte in diesem Morgenspaziergang soviel Genuß gefunden, daß ich denselben mit Mrs. Howland zu theilen wünschte. Ich kehrte deshalb um und suchte sie auf. Am Ufer unter dem Schatten einiger Cypressen fand ich sie sitzen. Sie war für den Augenblick nicht zu einem Spaziergang aufgelegt und so setzte ich mich zu ihr und betrachtete die kleinen weißen Blumen, die, von einem Blätterkranz umgeben, auf dem Wasser schwammen, wie kleine Blumeninseln. Ich kannte den Namen dieser Blumen nicht, aber ich hatte dieselben schon früher auf unserer Flußreise bemerkt. Da sie auch in dem Wasser dicht am Ufer wuchsen, so untersuchte ich sie und fand, daß die ganze kleine Pflanze blos mittels einer einzigen fadenähnlichen Wurzel in der Erde befestigt ist. Diese Wurzel wird durch den Wind oder durch die Wellen leicht zerrissen, und die Pflanze mit ihrer weißen Blüte, rings von Blättern umgeben, unternimmt eine Reise ins Weite, je nachdem Winde und Wellen sie treiben.

Der Zustand am Bord der Sarah Spalding war an diesem Morgtn etwas unruhig. Ein paar ganz junge und recht hübsche Mädchen, die ohne eine Mutter und

einen ältern Freund am Bord waren, hatten durch Gedankenlosigkeit und Unachtsamkeit einigen Herren Veranlassung zu einer nicht ganz feinen Courmacherei gegeben und dadurch einen unpassenden Auftritt herbeigeführt, den unsere herrschsüchtige Dame noch vergrößerte — vielleicht zum besten, wenn auch nicht zum Ergötzen der Fehlenden. Die jungen Mädchen empfingen angemessene Ermahnungen von einigen ältern Damen, die ihnen jedoch fremd waren. Einer der fehlenden Herren aber wurde von dem Capitän des Dampfboots öffentlich zurechtgewiesen. Dieser Herr war schon ältlich und hatte ein so günstiges Aussehen, daß ich glaube, er verdiente kaum die strenge Zurechtweisung, die er empfing und die ihn dermaßen angriff, daß er krank wurde.

Mit aufrichtigem Vergnügen hörte ich die würdige und wahrhaft mütterliche Zurechtweisung an, die Mrs. Howland dem schönsten, allein dem Aussehen nach auch dem leichtsinnigsten der beiden jungen Mädchen gab, und mit ebenso großem Vergnügen bemerkte ich die Art und Weise, mit welcher das junge Mädchen diese Zurechtweisung empfing. Sie stand schweigend vor der fremden Frau, welche sie zu sich hin gerufen hatte, und hörte ihr ruhig und achtungsvoll zu; kein Wort und keine Miene verrieth Verdruß oder Ungeduld bei ihr; sie sah aus, als ob sie die guten und klugen Worte, die wie eine gute Aussaat für die Zukunft in ihre junge Seele ausgesäet wurden, recht in der Tiefe ihres Herzens verwahrte. Ich war die einzige unter den ältern Frauenzimmern, welche diese jungen Mädchen nicht moralisirte. In Wahrheit gestanden, ich hatte mehr Lust, mich schwesterlich an das junge Mädchen anzuschließen, welches diese mütterliche Zurechtweisung so gut aufnahm. Vielleicht verstand sie mein Wohlwollen. Wenigstens suchte sie mir ihre Zuneigung mehre male während des Tages durch verschiedene kleine angenehme Gefälligkeiten zu beweisen; und als wir uns am Abend trennten, nahm sie

auf eine so herzliche Weise Abschied von mir, daß ich ihr ein recht inniges: — „God bless you!“ — mit auf den Weg geben mußte. Warum werden solche junge Lämmer so allein in die Wildniß hinaus unter die Wölfe und Uhus ohne einen rathenden oder leitenden Freund geschickt? — Das ist nicht recht und auch nicht gut! Mein Glaube an das Gute und Reine in den jungen Mädchen ist groß und ist auch durch diesen kleinen Vorfall wieder gestärkt worden. Allein man sollte doch solche junge Kinder nicht so behandeln, als ob ihnen die Weisheitszähne bereits gewachsen wären.

Die Fahrt auf dem Flusse war den ganzen Tag hindurch reizend. Aus den engen, sich schlängelnden Durchfahrten kamen wir in große klare Seen, von üppig grünenden Ufern umgeben. Der Reichthum des Pflanzen- und Thierlebens schien mit jeder Stunde zuzunehmen; die Flora des Wendekreises und die Luft desselben schienen sich zu nähern; wir fuhren der Heimat des ewigen Sommers entgegen. Das wilde Zuckerrohr, „the maiden cane“, wuchs an den Ufern und zeigte, daß der Boden hier für den Zuckerrohrbau geeignet ist. Der Tempel der Natur wurde immer reicher. Schöne strahlende Blumen, roth und blau, auf hohen Stengeln, weiße Lilien und gigantische Wassergewächse, darunter die hohe „Alisma Plantago“, erglänzten wie Kerzen unter dem grünen Laubgewölbe; Schwärme von kleinen grünen Papageien flogen zwitschernd auf dem wilden Zuckerrohr und in den Plantagenwäldern herum; wilde Truthühner, weit größer als unsere zahmen, zeigten sich an den Ufern; schöne schlanke Wasservögel flatterten furchtlos herum, und ebenso furchtlos, aber nicht so schön, schwammen Dutzende von Alligatoren vor und neben dem Fahrzeug her und die Fische hüpften und plätscherten, als ob sie — ich weiß nicht, ob vor Schreck oder vor Vergnügen — außer sich wären. Es war ein großes Schauspiel auf unserm ganzen Wege!

Wir befanden uns auch sehr wohl am Bord, denn unsere kleine Coterie war jetzt fast ganz allein auf der Sarah Spalding, und zu ihr hatte sich ein gebildeter und angenehmer französischer Creole von Cuba, Mr. Belle-Chasse, gesellt, der gegenwärtig mit einem Freund auf einer Entdeckungsreise in Florida begriffen war, um die Befähigung des Bodens für den Zuckerrohrbau zu untersuchen. Seine Gegenwart war ein Vergnügen und eine Zierde für unsere Gesellschaft. Der Capitän war ein artiger und gutmüthiger Mann und die Neger, aus denen die ganze Schiffsbemannung bestand, schienen thun zu können, was sie wollten. Aber sie wollten das Rechte und waren artig und fröhlich. Der Koch, ein junger Mann, der sehr gutes Essen bereitete, war ein witziger Kopf, der manche recht ergötzliche Dinge that und sagte. Und die Perle unserer schwarzen Schiffsbemannung war unser kleiner Aufwärter, der Negerknabe Sam, flink, klug und willig, der alle unsere Geschäfte besorgte, bei Tische aufwartete, Alles gut machte und immer heiter war. Wir hatten keine Aufwärterin am Bord und fanden, daß dies ein Vortheil war; denn dergleichen Damen sind auf den amerikanischen Dampfbooten selten Muster ihres Geschlechts, mögen sie nun weiß, schwarz, braun oder gelb sein. Auf dem St.-Matthew hatten wir jedoch als „Stewardess“ eine ausgezeichnet liebenswürdige und auch ebenso schöne junge Negerin, die ein freies Weib war und sich mit einem freien Neger verheirathet hatte.

Die einzige Plage unterwegs war für mich die Mordlust, von welcher vorzüglich einer von den Passagieren besessen war und die ihn antrieb, nicht blos Alligatoren zu unserer Rechten und Linken, sondern auch die schönen Wasservögel zu schießen, von deren Tod er doch gar keinen Vortheil haben konnte und die man nur mit schmerzlichen Gefühlen hier und da verwundet ins Wasser stürzen sah. Ich nahm mir die Freiheit, ihm Vorstellungen über dieses unnöthige Schießen zu machen. Er lächelte,

gab mir recht und — fuhr fort zu schießen. Ich wünschte ihm heimlich eine schlechte Verdauung.

Was die Alligatoren betrifft, so kann ich mit diesen kein Mitleid fühlen. Sie sind so häßlich von Aussehen und dabei so grausam; denn wenn sie sich auch, falls sie nicht angegriffen werden, nicht an Erwachsene wagen, so verschlingen sie doch kleine Negerkinder ohne Umstände. Sie schwimmen mit dem obern Theil ihres Körpers über der Wasserfläche, sodaß es nicht schwer ist, sie mit einer Kugel von der Seite in den Leib zu treffen. Sie tauchen dann unter oder wenden sich, wenn sie schwer getroffen sind, auf die Seite; oft sieht man sie auch sich wie Massen von lebendigem Schlamm ans Ufer wälzen, um sich daselbst in den Wasserpflanzen zu verbergen. Ihre Menge und ihre Furchtlosigkeit in hiesiger Gegend ist erstaunlich. Vor einigen Jahren sollen sie hier so zahlreich gewesen sein, daß es für Boote schwer gewesen ist, an ihnen vorüber zu kommen. Sie geben eine Art von grunzendem oder brüllendem Ton von sich und sollen im Anfang des Frühlings, wenn sie ihre Begattungszeit haben, einen entsetzlichen Lärm hervorbringen.

Ich verbrachte den ganzen Tag auf der Piazza und theilte meine Zeit zwischen die Naturscenen und die Lectüre von Columbus' Tagebuch, das derselbe während seiner ersten Entdeckungsreise unter den entzückenden Inseln der Neuen Welt gehalten hat. Sandhügel-Polly war mir den ganzen Tag sehr lästig, obgleich sie sich möglichst zur Seite unserer herrschsüchtigen Dame hielt.

Nachmittags fuhren wir an mehren wilden Orangenwäldern vorüber.

Gestern Abend gelangten wir an den Lake Munroe, das Ziel unserer Reise. Denn hinter diesen Punkt gehen weder Dampfschiffe noch fahrbare Wege. Mr. Belle-Chasse verließ uns hier, um seine Entdeckungsreisen in die Wildniß zu Pferde fortzusetzen.

Wir landeten bei „Enterprise", einer neuen Ansiede-

lung mit einem Krankenhaus in der Nähe der Feſtung Fort Melun, welches ebenfalls nahe am See liegt und zum Schutz gegen die Indianer erbaut iſt. Die Gebäude von „Entrepriſe" lagen in tiefem Sand und der Platz erſchien ſo wenig angenehm und die Geſichter der Bevölkerung ſahen ſo kränklich aus, daß wir beſchloſſen, die Nacht draußen auf dem See in unſerer kleinen ſchwimmenden Wohnung, mit welcher wir uns nun faſt befreundet hatten, zuzubringen. Wir verließen daher das traurige Ufer der verunglückten „Entrepriſe", ſteuerten näher nach dem Fort Melun und gingen ein Stück davon vor Anker.

Nicht weit davon, am Ufer, hatte das Turteltaubenpaar Nummer Drei ſeine neue Heimat und ſollte nun das Dampfboot verlaſſen. Es war ein ſehr hübſcher Anblick, einige Zeit danach Mann und Frau zuſammen auf ihrem Gepäck ſitzen zu ſehen, in ſtiller, aber heiterer Erwartung des Bootes, welches ſie ans Land bringen ſollte. Es war auch ein ſehr hübſcher Anblick, ſie in dem kleinen Boot mit Kindern, Hab und Gut dem grünen Ufer zurudern zu ſehen, uns freundlich ein Lebewohl zunickend. Wenn nur die Tochter Polly ein wenig einnehmender geweſen wäre! Meine letzte Plage und meine letzte Erinnerung von ihr beſtand darin, daß ſie ſich auf meine Schulter ſtemmte, ungefähr wie man ſich an einen Zaunpfahl anhält, um über eine Bank zu klettern, als ſie von der Stimme ihres Vaters hinunter ins Boot gerufen wurde. Nun, in den Sommern Floridas dürfte ſie vielleicht noch zu einer Roſe emporblühen und ſich mit dem Commandanten des Fort Melun oder dem Beſitzer von „Entrepriſe" verheirathen!

Als die Familie unſers neuen Anſiedlers dem Ufer näher kam, verloren wir ſie aus dem Geſicht. Allein bald darauf zeigte ſich ein helles Licht in einem Hauſe nahe an der Stelle, an welcher ſie gelandet waren. Es war nun dunkel und die Dämmerung nahm immer mehr zu, ob-

gleich der Himmel ganz hell war. Lange saß ich oben auf dem Verdeck und genoß diesen schweigenden Auftritt. Das niedrige dunkle Ufer lag wie ein großer Myrtenkranz um den spiegelhellen See. Feuerfliegen glänzten hier und da in der Luft, und große und kleine Fische schlugen unaufhörlich die Oberfläche des Wassers. Der Abendvogel „the Whip poor Will“ flötete seine süßen Töne vom Ufer her und die Alligatoren grunzten den Baß dazu. Die Neger auf unserm kleinen Fahrzeuge begannen Duetten auf der Viola und dem Flageolett recht hübsch und lebendig, mit vortrefflichem Takt und Rhythmus zu spielen, lauter fröhliche spielende Melodien. Sie hielten damit aus bis gegen Mitternacht. Nur von drei Stellen am Ufer erglänzte Licht; das eine von einer Orangenplantage, die einer Witwe zugehörte, das andere von Entrepriſe, das dritte aus der neuen Wohnung des Turteltaubenpaars Nummer Drei, und zwar brannte das letztere besonders hell im abendlichen Dunkel. Die ganze Gegend war flach und kein Gegenstand ragte bedeutend hervor. Einige Wolken schwammen oder lagen vielmehr wie kleine Inseln am westlichen Horizont und schmolzen allmälig in der sterbenden Abendröthe hinweg. Ich suchte vergebens unter ihnen einige symboliſche poetiſche Figuren zu entdecken; das Aeußerſte, was ich fand, war eine Frau in einem Quäkerhut auf einem Hause sitzend. Sie und alle Wolken verwandelten sich endlich in eine Heerde kleiner Schweine und verschwanden dann. Das Licht bei der Witwe im Orangenwald und das Licht in Entrepriſe waren erloschen. Jedes Lüftchen war schlafen gegangen. Alles war still, das ganze Ufer war dunkel. Nur in der Wohnung des neuen Ansiedlers brannte noch Licht, aber immer dunkler; endlich erloſch es ebenfalls. Aber ich sah es noch immer brennen. Gegen Mitternacht verstummte auch die Muſik der Neger, aber der Alligator und der Whip poor Will setzten ihr Duett die ganze Nacht hindurch fort.

Ich konnte nur wenig ſchlafen, obgleich ich mich vollkommen wohl befand. Aber die Geiſter der Luft riefen mich, ich mußte wieder und immer wieder hinaus auf unſere kleine Piazza im Hintertheil des Schiffs gehen; die aus dem Salon dahin führenden Thüren ſtanden offen und dort, blos in meine weißen Nachtgewänder gekleidet, mußte ich das ſchweigende Schauſpiel wieder und immer wieder betrachten. Noch in der Morgendämmerung, als die Sterne erloſchen waren und nur der Morgenſtern noch glänzend über dem ſpiegelklaren See ſtand, dauerte das Duett zwiſchen dem Vogel und dem Alligator fort. Als die Sonne aufging, ſchwieg der erſtere und andere Vögel begannen zu ſingen und die Fiſche ſingen an zu tanzen. Das Ungeheuer des Fluſſes aber ſchwamm um uns her, wie es ſchien, an unſer Fahrzeug und an deſſen Eßvorräthe denkend; denn der grauſame Jäger war nicht mehr da. Und wir auf der Sarah Spalding leben in Frieden mit der ganzen Welt und denken gegenwärtig, wie das Krokodil, nur an unſer Frühſtück.

Später.

Wir ſollten friſchen Fiſch zum Frühſtück bekommen. Deshalb ließ unſer Capitän ein paar Neger mit einem Boot näher ans Ufer rudern und ein paar hamenähnliche Netze auswerfen, die ausgeworfen und auch augenblicklich wieder aufgenommen wurden. In zehn Minuten hatten wir ein reichliches Gericht leckere Fiſche, die dem Geſchmack nach den Flundern glichen. An dieſen Ufern wohnen jetzt noch keine Fiſcher und der Fluß wimmelt von Leben.

Heute Nachmittag treten wir die Rückfahrt an. Weiter ſüdlich nach Florida komme ich alſo nicht; aber ich ſehe hier den Charakter von der Natur des Landes in deſſen ſüdlichem Theil. Das Land iſt überall flach und

reich an ſumpfigem Boden und an Moräſten, dazwiſchen mit Fichtenwäldern; ein Theil davon, „Everglades“ genannt, ſoll einen wahrhaft ſtaunenerregenden Reichthum von animaliſchem Leben enthalten. Der Naturforſcher Agaſſiz ſah dieſe Everglades zum erſten mal in dieſem Frühling und faltete ſeine Hände in Bewunderung und Anbetung bei dem Anblick dieſer bisher unbekannten Naturreichthümer. Hier und weiter nach dem Mexicaniſchen Meerbuſen zu wird das Land immer flacher und die Vegetation theilt ſich zwiſchen dieſe halbtropiſche, die ich bereits geſehen habe, und große Waldungen der Pinus Australis — Light wood oder Leuchtholz nach dem gewöhnlichen Ausdruck. Indianer vom Stamme der Seminolen und der Creeks leben noch in dieſen wilden Gegenden, gefährlich für die Einwanderer, aber ſchwer zu vertreiben. Im ſüdlichſten Theil von Florida ſoll — wie man behauptet — die Cocospalme und der Bananenbaum cultivirt werden können. Welch ein Reich, welch eine Welt iſt nicht Nordamerika, alle Klimate, Naturſchönheiten und Producte umfaſſend! Es iſt wahrhaftig ein Reich für alle Völker der Erde!

Ortega-Plantage, Florida, 23. Mai.

Wieder auf einer Landzunge, meine Agathe, aber diesmal nicht in einem Dampfboot (unſere arme kleine Magnolia ſoll noch immer feſtſitzen, ohne Hoffnung, eher als bei dem nächſten Vollmond loszukommen! Melancholiſch!), ſondern auf einer Maisplantage, welche Verwandten der Familie Mac Intoſh zugehört, Ruhe und Erquickung bei einer liebenswürdigen Familie in einem guten gaſtfreien Hauſe genießend. Und wohlthuend war es allerdings, nach den Mühen und Beſchwerden der Reiſe, die nicht gering waren, dieſe Ruhe zu genießen. Es gab Stunden, in denen ich glaubte, daß die erſten

Entdecker dieſer ſchönen Wildniß nicht mehr erduldet haben könnten, als wir erduldeten, indem wir auf unſerm Fahrzeug in der brennenden Sonne wie in einem Backofen ſaßen und Mangel an trinkbarem Waſſer hatten. Mit Mr. Belle-Chaſſe verſchwand unſer ſämmtliches gutes eiskaltes Waſſer und wir entdeckten erſt nach ſeiner Entfernung, daß der artige Creole uns Frauenzimmern das Eis hatte zukommen laſſen, welches er von Cuba mitgebracht hatte. Jetzt war es verbraucht. Sarah Spalding hatte nicht eine Flaſche trinkbares Waſſer in ihrer Vorrathskammer und wir mußten Flußwaſſer trinken, das von der Sonnenhitze lau war und ein Ausſehen hatte, als ob es mit Alligatoren deſtillirt worden wäre. Ich konnte es nicht trinken. Aber nachdem auf meine Bitte der Capitän des Fahrzeugs — ein braver und angenehmer Mann — mich und Compagnie in einem wilden Orangenwald ans Land geſetzt hatte und wir darin ganze Säcke voll Orangen gepflückt hatten, braute ich Limonade und die ganze Geſellſchaft erquickte ſich damit.

Ein wunderlicher Anblick, dieſer wilde Orangenwald! Der Capitän und ein paar Männer gingen mit Aexten voran, um vom Ufer aus einen Weg für uns zu bahnen. Der Wald war wie ein dichtes Geſtrüpp von ſtachlichten Gewächſen, umgefallenen Bäumen und vielen Arten von Gebüſchen und Pflanzen. Drinnen im Orangenwald regnete es Orangen auf uns herab, ſobald wir die Bäume ein wenig ſchüttelten, und tauſend herabgefallene Früchte lagen auf dem Boden. Manche darunter waren ſo groß wie die Köpfe kleiner Kinder. Dieſe Orangen ſind ſauer, aber ſehr ſaftig und ihre Säure iſt angenehm. Die goldenen Quellen der Wildniß gewährten uns reiche Erquickung. Der Zuckervorrath des Capitäns wurde tüchtig in Anſpruch genommen, aber der Ehrenmann ſagte kein Wort darüber und ſo bekam er denn Limonade, ſoviel er haben wollte. Von den großen

herausgeschossenen Zweigen der Orangenbäume (die zuweilen zwei Ellen lang waren) ließ ich vier bis fünf Stück zu Stöcken für einige befreundete Herren in der Heimat (Schwager Q** und Fabian W** sind unter den Auserwählten) abhauen. Diese Stöcke werden sehr schön, wenn sie gebeizt werden, sind sehr stark und werden von den amerikanischen Herren sehr gern getragen. Zur Erinnerung an diesen Orangenwald nahmen wir außer Orangen und den Stöcken eine Menge kleiner Insekten von der Art, die man hier „Tics“ nennt, mit uns, die wir zu Hause auch als kleine häßliche Geschöpfe kennen, die sich in die Haut einbeißen. Ich war besonders gesegnet mit diesen Bewohnern des Orangenwaldes und mußte den ganzen Tag arbeiten, um sie wieder los zu werden.

Unter unsere Abenteuer auf der Rückreise gehörte es auch, daß auf unserm von der Sonne ausgetrockneten Fahrzeug auf einem der Seen Feuer entstand. Dies gab unserer herrschsüchtigen Dame viel Veranlassung, mit der Zunge zu prahlen. Sie machte die Flamme von einer Viertelelle Größe zwei Ellen groß und „wäre sie nicht gewesen, so — wäre es aus mit uns gewesen.“ Der Capitän und die Mannschaft löschten indessen das Feuer so schnell und so still, daß ich von der Gefahr nicht eher etwas erfuhr, als bis sie vorüber war.

Die Nächte hindurch litten wir sehr durch Stechfliegen und Mücken, den Tag über durch die Sonnenhitze und durch den Dunst der Maschinerie auf dem Fahrzeug. Dann und wann kamen bessere Stunden, Stunden, in denen kühle Lüftchen gestatteten, das stets schöne phantastische Beispiel und den Umgang und die Unterhaltung der Freunde wieder zu genießen.

Eines Nachmittags erblickten wir eine sehr große sogenannte „Crane-roost“, d. i. eine Republik weißer Kraniche. Sie befand sich auf einer Insel mit hohen laubigen Bäumen. Bei der Annäherung des Dampf-

bootes flog die Republik in die Luft wie eine große Wolke; gleich darauf fiel sie aber wieder auf die Insel nieder, und die letztere sah aus, als ob sie ganz überschneit gewesen wäre.

Auf der Rückreise legten wir bei den beiden Städten Jacksonville und St.-Mary an. Jacksonville ist eine zunehmende Stadt, weil ihre Lage dem Handel günstig ist, aber sie liegt im Sande und ist ein entsetzlich heißer ungesunder Ort. Wir blieben dort eine Nacht in einem Hôtel, das einer alten Breterbaracke glich. St.-Mary, einige Jahre älter, hat eine weniger günstige Handelslage und ist im Abnehmen, erscheint aber angenehmer als Jacksonville, durch seine schönen schattenreichen Baumanpflanzungen auf den Straßen. Als ich daselbst herumwanderte, traf ich einen wohlgekleideten Neger von ungefähr funfzig Jahren, der gerade wie die Luccomeer tätowirt war, die ich auf Cuba gesehen hatte. Ich redete ihn an und sagte: — „Ihr seid von Afrika hierher gekommen?" — Er bejahte es. Er war vor mehren Jahren von Cuba hierher eingeschmuggelt worden. Gegenwärtig war er „Overseer" auf einer Plantage und schien sich gut zu stehen. Er war ein Christ und schien sich darüber zu freuen. Er sprach sehr verständig und ebenso freimüthig und hatte ein gutmüthiges Gesicht.

— „Ihr möchtet wol nicht wieder nach Afrika zurückkehren?" — fragte ich ihn.

— „Ach ja, Missis, ach ja, das möchte ich wol!" — erwiderte er. — „Dort war es doch besser."

— „Aber die Leute dort schlagen ja einander fast todt!"

— „Ah — darum kümmert man sich nicht. Und — es sind auch viele gute Menschen dort, die in Frieden leben."

— „Aber look here, mein Freund" — sagte der Colonel Mac Intosh, der ein strenger Calvinist ist — „wenn Ihr in Afrika geblieben wäret, so wäret Ihr kein

Christ geworden, wie Ihr es jetzt seid, und dann hätte Euch zuletzt der Teufel gekriegt!"

Der Neger lachte, blickte zur Erde, schüttelte den Kopf, drehte seine Mütze, die er in der Hand hielt, und rief endlich, indem er mit einem Ausdruck von Humor und Schlauheit in die Höhe blickte:

— „Now Massa, look here! Jetzt wird das Evangelium ebenso gut in ganz Afrika gepredigt. Wenn ich hätte dort bleiben können, warum sollte ich nicht unter Denen gewesen sein, die es dort gehört hätten, wie hier?"

Hierauf hatten wir nichts zu antworten und der kluge gutmüthige Neger behielt das letzte Wort.

Ein angenehmes Ereigniß war es auch, daß unsere herrschsüchtige Dame uns unterwegs verließ, um sich — glaub' ich — in ein Boardinghaus in einer Stadt dieser Gegend von Florida zu wenden und dieses zu beherrschen. Nach ihrer Entfernung wurde die Luft in unserer kleinen Gesellschaft ganz leicht.

Miß Dix verließ uns ebenfalls, um nach St.-Augustin zu reisen, der südlichsten Stadt in den Vereinigten Staaten, deren Gefängnisse und Armenversorgungsanstalten sie besuchen wollte. Ueberall, wohin sie kommt, sucht sie Gutes für die Kranken, für die Geisteskranken oder für die Verbrecher zu wirken und, soviel sie vermag, den Samen geistiger Bildung auszustreuen. Miniaturbücher, „Thautropfen" genannt, welche religiöse Denksprüche enthalten, und eine Menge kleine Tractätchen mit schönen Holzschnitten und schönen Erzählungen und Versen für Kinder streut sie um sich her wie Morgenthau. Und Sandhügel-Polly möchte wol von diesem Manna noch etwas zu sich nehmen, um ein denkendes und liebenswürdiges Weib zu werden.

St.-Augustin ist von den Spaniern gegründet und die älteste Stadt in Nordamerika. Diese Stadt bewahrt noch einen Charakter und Gebäude, die ihren Ursprung bezeugen; sie ist aber seit einigen Jahren sehr verfallen

und seitdem der Frost ihre Orangenplantagen zerstört hat, welche früher den vorzüglichsten Handelsartikel der Stadt ausmachten, ist sie immer mehr verlassen worden. Sie wird jetzt meistentheils von Kranken besucht, die während der Wintermonate hierher kommen, um die liebliche Luft und den stärkenden Seewind des Orts einzuathmen. St.-Augustin liegt nur wenig südlicher als Neuorleans, aber es hat ein weit gesünderes Klima.

Erst im Jahre 1819 kam Florida aus der Gewalt Spaniens in die der Vereinigten Staaten und wurde mit diesen im Jahre 1845 als ein selbständiger Staat vereinigt, soll aber gegenwärtig noch immer keine größere Bevölkerung als etwa 80,000 Weiße haben. Die Indianer und die Gefahren des wasserreichen Bodens haben die Cultur des Landes zurückgehalten und halten sie noch gegenwärtig zurück. Aber in den nordwestlichen Theilen des Landes ist der Boden höher und mehr cultivirt, hat ein paar zunehmende Städte — die politische Hauptstadt heißt Tallihassee — schöne Plantagen, Landhäuser, Gärten und hat auch — wie ich mir habe sagen lassen — ein heiteres Familien- und Umgangsleben in dieser schönen sommerwarmen Natur. Und wohin der Angloamerikaner kommt, dahin kommt stets auch das glückliche Familienleben, das freundliche Umgangsleben und jeder Comfort des Lebens.

Dies Alles genießen wir auch in diesem freundlichen Hause, obgleich die Freude nicht eigentlich heimisch darin ist. Die älteste Tochter des Hauses, eine schöne, junge, neuvermählte Frau, ist kürzlich in der Blüte ihres Lebens und ihrer Mutterfreuden gestorben, indem sie einem zweiten Kinde das Leben gab. Der Schmerz darüber lastet noch schwer auf dem Gemüthe ihrer Mutter. Ein prächtiger kleiner Enkelsohn, der Großmutter ähnlich und voll von Leben, vermag sie nicht zu trösten. Ihr Gatte und ihre übrigen Kinder theilen ihren Schmerz. Die ganze Familie hat ein so unverkennbares Gepräge von

Gutmüthigkeit und Sanftmuth, daß man wohl sieht, die Sklaven auf dieser Plantage können keine Noth leiden. Aber die Trockenheit ist entsetzlich, die Maisplantagen verwelken in dem Sande, von welchem diese Plantage einen mehr als genügenden Theil hat, und mit der Ernte dieses Jahres sieht es düster aus. Es sind jetzt beinahe vier Monate, während deren ich nicht einen einzigen trüben Tag gesehen habe. Auch in dem schönen Florida macht sich die Schwere und Dürre des Lebens bei den armen Kindern der Erde geltend!

Aber des Morgens früh, wenn ich erwache und die balsamische Luft Floridas durch die weißen Vorhänge um mein Bett spielen fühle und die Nachtigal Amerikas mit ihren vielfachen Tönen ihre melodischen Eingebungen auf dem Baume vor meinem Fenster ausströmen höre, dann preise ich die Heimat des Sommers und wundere mich nicht darüber, daß Ferdinand de Soto und seine jungen Begleiter davon entzückt wurden. Es kommt mir fast unnatürlich vor, daß das Leben hier schwer oder dunkel sein könnte.

Wir bleiben einige Tage hier und erwarten ein gutes Dampfboot, das uns zu Mr. Cooper's Plantage bei Darien bringen soll. Von da reisen wir wieder nach Savannah.

Diese Plantage liegt in einer sandigen Gegend und der Sand beeinträchtigt die Reize der Natur und des Landlebens bedeutend. Aber hier gibt es einen Fußsteg längs des Flusses mit einem wilden schattigen Ufer, das nicht malerischer gedacht werden kann, besonders wegen der Masse von Bäumen und wilden Gebüschen, die gleich einer hohen Mauer zwischen dem Ufer und dem höher liegenden Ackerland emporsteigen. Prächtige Magnoliabäume, mit weißen Blüten bedeckt, erheben unter denselben ihre dunkeln laubigen Kronen. Die Magnolia ist der Prachtbaum der südlichen Staaten. Ich wandere des Nachmittags hier allein herum, zuweilen neugierig

ob ich nicht aus dem dichten Gebüsch das warnende Signal der Klapperschlange hören werde; denn diese Schlange besitzt soviel natürliche Noblesse, eine Warnung zu geben, bevor sie angreift oder bevor man ihr nahe kommt. Obgleich es aber in Florida eine Menge Klapperschlangen gibt, habe ich doch noch keine solche lebend gesehen oder gehört. Dagegen sah ich heute Nachmittag auf der Plantage eine, welche die Neger der Plantage getödtet und bis ans Herrenhaus geschleppt hatten. Sie war etwa drei Ellen lang und so dick wie mein Arm. Ihr Kopf war von den Schlägen, welche sie erhalten hatte, sehr übel zugerichtet und ihre gefährlichen Beißzähne waren entblößt. Die Klapper mit ihren vierzehn Ringen bekam ich, um sie mit mir nach Schweden zu nehmen. Vor ungefähr einem Jahre wurde ein Neger auf der Plantage von einer Klapperschlange ins Bein gebissen. Man gab sich lange Mühe, das Bein vor der Amputation zu retten, allein es mußte doch endlich abgenommen werden, um den großen und zunehmenden Schmerzen ein Ende zu machen.

Ein schöner kleiner Fleck hier auf der Plantage ist das Haus, in welchem des Hausherrn alte schwarze „Nurse“*) von ihren Mühen ausruht. Es liegt in einer Umgebung, welche von der zärtlichsten Sorgfalt Zeugniß ablegt. Die alte Frau hat ihr eigenes nettes Haus auf einer Terrasse am Ufer des Flusses und darin alle Bequemlichkeiten, die man sich nur wünschen kann. Darunter befand sich auch ein bequemer Schaukelstuhl. Und Kinder und Kindeskinder der Familie, der sie treu gedient hat, besuchen sie und erfreuen sie durch ihre Liebe und durch Geschenke.

Sie hatte mehre eigene Kinder gehabt, aber sie bekannte offen, daß die weißen Kinder ihr lieber wären. Und diese Liebe der schwarzen Ammen oder Wärterinnen zu ihren weißen Pflegekindern ist eine wohlbekannte That-

*) Amme.

ſache. Und eine Thatſache, die man in den Sklavenſtaaten oft zu ſehen bekommt, iſt auch die zärtliche Fürſorge, die man dieſen treuen ſchwarzen Wärterinnen in ihrem Alter in den Familien zutheil werden läßt, wenn man nämlich die Mittel dazu beſitzt.

St.-Simons-Inſel, 27. Mai.

Draußen vor meinem Fenſter fließt breit und klar der weſtliche Arm des Altamahafluſſes und daneben ſitzt die Unterzeichnete auf einer Inſel an der Küſte von Georgia zwiſchen dem Fluſſe und dem Atlantiſchen Meer. Ich befinde mich gegenwärtig in der Familie des Plantagenbeſitzers Mr. J. Cooper unter Gärten und Olivenwäldern, wo ſie ihr Sommervergnügen und die ſchützende Luft des Meeres ſucht, wenn die Fieber auf der großen Plantage bei Darien, dem Hauptſitz der Familie, zu graſſiren beginnen.

Mr. Cooper iſt einer der größten Plantagenbeſitzer im Süden der Vereinigten Staaten und gebietet über zweitauſend Negerſklaven, die er auf ſeinen Reis- und Baumwollenplantagen beſchäftigt. Man hatte ihn mir wie einen Reformator geſchildert, der unter ſeinen Sklaven eine Jury und mehre bildende Einrichtungen eingeführt hatte, um die Sklaven zu einem künftigen freien Leben vorzubereiten. Und dies flößte mir den Wunſch ein, ihn und ſeine Plantagen kennen zu lernen. Allein — einen Reformator fand ich nicht in ihm, ſondern blos einen Ordner mit großem praktiſchen Takt und auch mit einiger „benevolence“ in der Behandlung der Neger. Ich fand übrigens in ihm einen echten Repräſentanten der Gentlemen in den ſüdlichen Staaten, einen ſehr artigen Mann, vielkundig wie ein Lexikon und für mich im höchſten Grade intereſſant durch den Reichthum und den Reiz ſeiner Unterhaltung. Er iſt ausgezeichnet als Naturforſcher, hat ſchöne Sammlungen von den Natur-

producten Amerikas, und die Vorlesung, welche ich heute Morgen mitten unter diesen Sammlungen über Amerikas Geologie und Gebirgsformation von ihm hörte, hat mir einen klarern Blick über die Bodenbildung dieses Welttheils gegeben, als ich bisher gehabt habe.

Mr. Cooper besitzt eine ungewöhnliche Fähigkeit, zu systematisiren und die charakteristischen Punkte an den Gegenständen zu finden. Eine Unterhaltung mit ihm über jeden beliebigen Gegenstand ist interessant, auch wenn man eine von der seinigen verschiedene Ansicht über einen Gegenstand hat.

Allein da Mr. Cooper in der Frage über die Sklaverei in Amerika sich an die gute Partei im Süden anschließt, welche die Colonisation Afrikas durch befreite Negersklaven Amerikas als den Zweck und das Endresultat des Instituts der Sklaverei betrachtet, so fiel es mir nicht schwer, mich mit ihm über diesen Gegenstand und über Alles, was dazu gehört, zu unterhalten. Auch konnte ich nicht umhin, mich den Ansichten anzuschließen, die er über die Fähigkeiten und über die Zukunft der Negerrace aussprach; denn sie kommen meinen eigenen Wahrnehmungen sehr nahe. Unter denjenigen seiner Aeußerungen, die ich adoptiren mußte, erinnere ich mich folgender:

— „Tropische Völker können nicht zu der Entwickelung der Intelligenz gelangen, welche eingeborene weiße Völker in den gemäßigten Zonen erlangen. Sie entbehren die Fähigkeit, abstract zu denken, zu systematisiren, strengen Vernunftgesetzen zu folgen und sich auf Grund derselben zu vereinigen. Tropische Völker stellen die höchste Blüte des Gefühlslebens dar. Das Naturleben schlägt sie in Fesseln. Durch die Religion von diesen befreit, können sie das Thierleben und Pflanzenleben in ihrer Verklärung darstellen. (Nb. Den letztern Gedanken habe ich — glaube ich — dem Mr. Cooper aus *meinem* eigenen Magazin geschenkt.) Sie sind für Bildung *empfänglich* und können unter der Oberherrschaft

eines beſſer entwickelten Volks eine ſehr anerkennenswerthe Fähigkeit im Denken und eine gewiſſe Kunſtfertigkeit entwickeln. Sie können einen achtungswerthen Grad von Semicivilisation erlangen, intereſſant durch die eigenthümlichen Formen, welche dieſelbe durch die Eigenthümlichkeit des Volks annehmen kann."

Mr. Cooper nahm die Sklaverei in Amerika als eine Schule für die Kinder Afrikas an, in welcher dieſelben zur Selbſtregierung auf dem Boden Afrikas erzogen werden ſollten. Er war geneigt, dieſes Inſtitut als eine Wohlthat für ſie zu betrachten. Und daß eine ſolche daraus werden kann, iſt gewiß. Aber daß die Sklaverei das einzige Mittel geweſen ſei, die Segnungen der Civiliſation und des Chriſtenthums nach Afrika zu bringen, das kann man dreiſt ableugnen. Und ich hätte Luſt, den klugen Neger von Florida dem weißen Manne hier etwas vorpredigen zu laſſen.

In der Urbanität des Benehmens und in dem Reiz der Unterhaltung erinnerte mich Mr. Cooper oft an Waldo Emerſon. Aber im Allgemeinen haben die Männer der ſüdlichen Staaten zu wenig von dem Organ der Idealität, von welcher die Männer der nördlichen Staaten zu viel haben.

Mr. Cooper erkannte die Leichtigkeit der Neger, Handwerke zu erlernen, und ihre Geſchicklichkeit als Handwerker an. Man hat in Georgia angefangen, ſie mit Erfolg bei Fabriken zu verwenden.

Ich erinnere mich jetzt, daß ich im vergangenen Jahre in der Nähe von Auguſta eine Baumwollenſpinnerei beſuchte, die mit ſchwarzen Arbeitern betrieben wurde. Ich konnte ſie nicht mit Vergnügen ſehen, denn ich konnte nicht glauben, daß die Schwarzen freiwillig dieſe Beſchäftigung mit ſo viel Lärm und Geräuſch und mit der ſtauberfüllten ungeſunden Luft wählen würden, da ſie an das freie Feld gewöhnt ſind.

Ich fragte einige Frauen an den Spinnmaſchinen, wie ſie ſich bei dieſer Arbeit befänden. Einzelne von

ihnen antworteten, daß ihnen dieſe Arbeit ebenſo gut wie irgend eine andere gefiele; allein eine ältliche Frau mit einem gutmüthigen Geſicht erwiderte mit dem Ausdruck tiefer Niedergeſchlagenheit und Ermattung: — „Nein, ſie liebt dieſe Arbeit nicht! Sie möchte lieber draußen auf dem freien Felde arbeiten!“

Ich wundere mich darüber nicht; denn der Ort war keineswegs Lowell's Fabrik.

Das Haus hier iſt voll von fröhlichen jugendlichen Geſichtern, ſechs Knaben und zwei Mädchen, von denen das jüngſte das Ebenbild des Vaters und deſſen Freude iſt — und Mrs. Cooper iſt dieſer ſchönen Kinderſchar eine jugendliche, heitere und reizende Mutter.

Nicht weit von hier iſt eine Schar kleiner ſchwarzer Kinder, ſiebzig oder achtzig an der Zahl, denen die Mütter fehlen und die ich geſtern Morgen beſuchte. Ein paar hexenartig ausſehende Negerinnen mit Ruthen in den Händen regierten die Kinderſchar durch Furcht und Entſetzen. Man hatte mir geſagt, daß ſie die Kinder auch im Beten unterrichteten. Ich ſammelte einen kleinen Haufen Kinder um mich und buchſtabirte ihnen das Vaterunſer vor, indem ich ſie bat, mir die Worte nachzuſprechen. Die Kinder grinſten, lachten, zeigten ihre weißen Zähne und bewieſen mir deutlich, daß keins von ihnen wußte, daß ſie einen Vater im Himmel hatten oder was das wunderliche Gebet bedeuten ſollte.

Die Kinder waren gut genährt. Sie werden hier getrennt von ihren Aeltern gehalten, weil um dieſe Zeit auf den Plantagen, auf denen die letztern arbeiten, bösartige Fieber graſſiren.

Wenn ich hier auch keine Reformatoren gefunden habe, wie ich ſie zu finden erwartete, ſo habe ich doch von einigen derſelben ſprechen hören, von einem Plantagenbeſitzer in Florida und einem ſolchen in Georgia, welche Schulen für die Negerkinder halten, um dieſelben zu guten und freien Menſchen vorzubereiten. Einer von *dieſen beiden* Männern, Mr. N**, ſoll große Hoffnun-

gen von der Bildſamkeit der Negerkinder, ja ſogar größere als von den weißen Kindern haben.

Warum habe ich von dieſen chriſtlichen Pflanzſchulen nicht früher gehört? — Ich würde alles Mögliche gethan haben, um ſie beſuchen zu können und ſie mit meinen eigenen Augen zu ſehen. Solche Plantagen in den Sklavenſtaaten ſind wie heilige Orte zu betrachten, nach denen die Pilger wallfahrten müſſen, welche Erhebung des Gemüths und neue Kraft des Glaubens in der Hoffnung ſuchen. Was habe ich wol in den ſüdlichen Staaten ſo eifrig geſucht und wonach habe ich wol ſo eifrig gefragt als nach ſolchen Orten?!

Es liegt nicht in meiner Natur, Stoff zum Tadeln zu ſuchen. Ich nehme die Gegenſtände für den Tadel nicht eher auf, als bis ſie ſich mir aufdrängen. Ich ſcheue mich nicht, die Nacht zu ſehen, aber ich ſuche das Licht, welches die Nacht verklären kann, in Allem und bei Allen. In der Nacht der Sklaverei habe ich Freiheitsmomente mit dem Glauben und mit der Hoffnung an Amerikas Genius geſucht. Daß ich die Nacht ſo gewaltig ſchwarz und die Arbeit des Lichts in den Sklavenſtaaten noch ſo ſchwach gefunden habe, iſt nicht mein Fehler.

Charleſton, 3. Juni.

Wieder hier, in dem guten Hauſe meiner guten Mrs. Howland, in einem der friedenvollſten und zugleich der ſchönſten Häuſer, die ich in den Vereinigten Staaten gefunden habe. Es iſt ſchön, eine kleine Weile hier ausruhen zu dürfen nach den Strapazen dieſer drei letzten Wochen, die zuweilen gar nicht unbedeutend waren. Allein ich habe doch Florida geſehen und verſtehe nun die Beſchaffenheit und den Umfang des Reichs, der großen Heimat, die ſich in Nordamerika für alle Völker der Erde bildet, beſſer als vorher.

Aus der Heimat des ewigen Sommers reiſe ich nun hinauf in die des Winters, in „die Weißen Berge“, in

Neuenglands nördlichste Staaten, und dann — — — in die Heimat; denn ich habe dann Alles gesehen, was ich auf dieser Seite des Oceans sehen wollte.

Unter den denkwürdigen Erinnerungen auf unserer letzten Reise darf ich eine Morgenfahrt in großen Böten von ausgehöhlten Cypressenbäumen von der Ortegaplantage bis nach Jacksonville, wo wir ein Dampfschiff nahmen, nicht vergessen. Der Morgen war herrlich und die Neger ruderten tüchtig und mit frischem Muth. Die Herren von der liebenswürdigen Familie auf der Ortegaplantage begleiteten uns bis an Bord. Sie gehörten zu den Guten und Stillen im Lande.

Von Mr. Cooper schied ich mit wahrer Dankbarkeit für seinen interessanten Umgang und mit einer ganz entschiedenen Zuneigung für einen der jungen Söhne des Hauses, dessen breite Stirn eine vorurtheilsfreie Gesinnung und einen humoristischen Sinn verbarg.

Die Stelle, wo wir das Dampfschiff nach Savannah besteigen sollten, war dieselbe, wo früher die Stadt Frederica von Oglethorpe, dem ersten Ansiedler Georgias, angelegt wurde.

Die Lage scheint vortrefflich gewesen zu sein, allein es sind von der Stadt nur noch einige Ruinen übrig, die von grünen Bäumen und Gebüschen bekränzt sind.

Wir kamen bei guter Zeit hierher, aber das Dampfschiff ließ mehre Stunden auf sich warten. Inzwischen ging es uns wie in den Feenmärchen. Eine kleine, allerliebste Frau, einer guten kleinen Fee vollkommen ähnlich, nahm uns in ihr Haus auf — ein wahres kleines Feenschloß von Zierlichkeit, Comfort und Behaglichkeit. Alles glänzte darin und schien von Reinlichkeit und Sorgfalt zu leben. Die kleine Frau, alt an Jahren, aber jugendlich an Gemüth, und mit ein Paar hellen lebhaften blauen Augen, klopfte, indem sie eine humoristische Anspielung auf meinen Kopf machte, dermaßen an meine Stirn, daß sie deren Schale hätte zersprengen können, *wenn dieselbe* weniger dick gewesen wäre. Und dann

deckte sie uns einen Tisch, der von köstlicher Tischwäsche, Porzellan und Silberzeug schimmerte, und darauf eine Mahlzeit von Thee, Butter und Brot, Kartoffeln (auf meinen Wunsch), Eiern u. s. w. Nein, eine Mahlzeit von einer Feenhand konnte nicht ausgesuchter und wohlschmeckender sein. Die heitere und geistreiche kleine Frau und ich tranken miteinander einen Toast auf „Freundschaft und Kartoffeln" als die nothwendigsten Erfoderniſſe irdischen Glücks.

Und so reisten wir nach Savannah.

In Savannah sah ich außer meinen alten guten Freunden — stets gütig und freundlich! — eine Seemannsherberge unter dem Schutze der Frauen in der Stadt. Es war eine einfache, aber gut gepflegte und wohlgelungene Einrichtung, in welcher die Matrosen der Schiffe, die nach Savannah kommen, für möglichst billige Preise soviel als möglich Bequemlichkeiten und in einem großen gemeinsamen Saale körperliche Speise und auch gute geistige Nahrung bekommen. Die letztere besteht aus guten Büchern und kleinen Tractätchen mit Abhandlungen und Erzählungen von religiöser Tendenz.

Die lebhafte angenehme Frau, die mich hierher führte, Mrs. Burrows, die Tochter des Judge Berrian, ist eine der Directricen und obgleich sie eine glückliche Gattin und Mutter von sechs Knaben und einem Mädchen ist, findet sie doch Zeit und Herz genug, sich der Heimat der Söhne Neptun's anzunehmen. Gattin, Mutter, Bürgerin, das sind die Titel für die Frauen der Neuen Welt.

Am Abend machte ich im Hôtel „Pulaski-house", wo ich mich während der kurzen Zeit aufhielt, um nicht von Mrs. Howland getrennt zu werden, Bekanntschaft mit einer jungen Frau von einer Plantage, die mit ihren Kindern — sieben Knaben, von denen einer immer nur ein oder höchstens zwei Jahre im Alter von dem andern entfernt war — in die Stadt gekommen

war. Mutter und Kinder waren voll von frischem Lebensgeist und die fröhliche Mutter ängstigte sich nur darüber, daß sie ihre muntern Knaben nicht recht zusammenhalten konnte, die in der Stadt herumlaufen wollten, wie sie auf dem Lande gewohnt gewesen waren. Hier sollten sie in die Schule gehen.

Die Familien in Nordamerika sind sehr zahlreich, doch nicht so wie in England. Die höchste Zahl von Kindern, die ich hier habe nennen hören, ist zwölf von einem Paar, und dies ist noch dazu eine Seltenheit. Sieben scheint im Allgemeinen die höchste Kinderzahl in einer Familie zu sein. Nicht selten findet man aber auch kinderlose Ehepaare.

Allein nun muß ich dir Einiges über Südcarolina sagen, denn Südcarolina will in diesem Augenblicke ein Staat für sich, apart vor allen andern Staaten sein. Es ist nämlich höchlichst erzürnt über das Unrecht, welches nach seiner Ansicht die südlichen Staaten während des letzten Congresses durch den Compromiß zwischen den freien und den Sklavenstaaten in der californischen Frage erlitten haben. Ganz kürzlich ist eine große „Zusammenkunft" von den Staatsmännern des Staates in Charleston gehalten worden, auf welcher, nachdem man gehörig gegessen und getrunken hat, mit großem Enthusiasmus der heldenmüthige Entschluß gefaßt worden ist, sich von der Union zu trennen („secede") und gegen die nördlichen Staaten derselben eine feindliche Haltung anzunehmen. Der Palmettostaat scheint dabei auf große Unterstützung von den andern südlichen Staaten gerechnet zu haben; allein darin hat er sich geirrt. Georgia, Alabama und Louisiana und Andere haben sich offen für die Union erklärt, und in den Zeitschriften Floridas las ich scharfen Tadel gegen das Benehmen des Palmettostaates. Mississippi ist noch der einzige Staat, der ungewiß zu sein scheint, ob er sich für die Union oder gegen dieselbe und für Südcarolina erklären soll.

Indessen scheint es, als ob Südcarolina selbst gleich

dem Könige Philippus alten Andenkens während des Rauſches und nach dem Rauſche verſchiedener Stimmung ſei und daß die guten Brüder, nachdem ſie in Charleſton gegeſſen und getrunken und ſich für den Krieg erklärt haben, gleichwol nach ihrer Nachhauſekunft gefunden haben, es ſei Allen weniger daran gelegen, Krieg zu führen, als daheim in Ruhe zu ſitzen. Auch fehlt es nicht an klugen und guten Bürgern, die ſich offen gegen die heroiſchen Erklärungen der großen „Zuſammenkunft" ausſprechen und man macht ſich auch darüber luſtig. In einer hieſigen Zeitung las man kürzlich folgendes Citat aus einer Rede, die von einem heldenmüthigen Mitglied der großen „Zuſammenkunft" gehalten worden ſein ſoll:

—' „Ja, meine Herren, ich betheure, daß ich, wenn der Krieg ausbricht, der Erſte ſein werde, der über ſeine Baumwollenfelder laufen und wie der General Waſhington auf dem Schlachtfelde von Waterloo rufen wird: —. «Ein Pferd, ein Pferd! Mein Königreich für ein Pferd!»"

Aus den Bemerkungen, die ich gehört und in den hieſigen Zeitungen geleſen habe in Bezug auf dieſe „Zuſammenkunft" und deren Folgen, ſehe ich, wie friſch und klug „public opinion" iſt, wenn man ihr nur Zeit läßt.

Wahrſcheinlich wird die Erklärung Südcarolinas über die „secession" nur ein Beweis für die innere Kraft der Union, ſich troß des Misvergnügens einzelner Glieder zuſammenzuhalten.

Mr. Poinſett's Brief an die Verſammlung (zu welcher er eingeladen, aber nicht gekommen war) wird als ausgezeichnet im höchſten Grade durch Edelſinn und Staatsklugheit gerühmt. Er hält innig zur Union und weiſt nach, daß Südcarolina in ſeinen Behauptungen Unrecht hat. Ein Privatbrief von dieſem alten edeln Staatsmann hat mich in dieſen Tagen erfreut durch die wiederholte Einladung, ihn in ſeiner Heimat zu beſuchen, „um dort mit ihm über den Zuſtand und die Zukunft der Vereinigten Staaten zu ſprechen". Ich würde ſehr gern

eine ſolche Unterredung mit ihm haben, aber die Zeit erlaubt mir nicht, nach ſeiner Eremitage zu reiſen.

Unter den Geſprächsgegenſtänden des Tages iſt auch ein ſkandalöſer Streit, der in den Zeitungen Neuyorks zwiſchen mehren Privatperſonen geführt wird. Einer der vornehmſten Literaten der Stadt iſt in den Streit verwickelt, der auch der Ehre und dem guten Namen einiger angeſehener Frauen gilt. Der Kampf wird mit großer Bitterkeit und Rückſichtsloſigkeit geführt und gute und denkende Leute ſehen demſelben mit Unwillen und Ekel zu und tadeln überhaupt die perſönlichen Angriffe und Grobheiten, die noch immer zu den größten Fehlern der amerikaniſchen Zeitungspreſſe gehören. Gewöhnlich werden jedoch die Frauen dabei geſchont und finden ſtets ſtarke Vertheidiger. Ein Mann, der im Reden oder im Druck ſich grobe Ausdrücke oder Ausfälle gegen ein Frauenzimmer erlauben würde, würde von dem beſſern und größern Theile des Volkes als ein Menſch von „ſchlechter Erziehung und von ſchlechtem Geſchmack" verurtheilt werden. Ein ſtilles Verdammungsurtheil ſchließt ihn von der beſſern Geſellſchaft aus. So edel und ritterlich denkt man hier zu Lande.

Ich werde nun eine Woche ruhig hier bleiben, theils weil ich mich hier ſo wohl fühle und der Ruhe bedarf, theils um meine Toilette unter Leitung und Beiſtand meiner guten Mrs. Howland ein wenig in Ordnung zu bringen. Ich denke hier mehr als daheim an meine Toilette, denn ich muß hier die Schwedin repräſentiren und will dies mit Ehren, wenn auch in aller Beſcheidenheit thun. Mein Anzug beſteht daher ſtets in ſchwarzer Seide und einer Mantille oder leichten Jacke, ebenfalls von Seide, mit Spitzen garnirt. Auf der Straße kannſt du mich in einem weißſeidenen Hute mit weißem Schleier und in einem ſchwarzſeidenen Mantel oder Kleide ſehen. Ich ſuche dabei Ernſt mit einiger Eleganz zu verbinden.

Von hier aus gedenke ich mich durch das Hochland *von Nordcarolina* und Georgia, deren Naturmerkwürdig-

keiten ich gern sehen möchte, in den Staat Tennessee, auf den Tennesseefluß und dann nach Virginien „the old Dominion“ zu begeben, woselbst ich einige Zeit bleiben und die Natur sowie die Menschen kennen lernen will.

Hier ist es gegenwärtig entsetzlich warm und man geht beständig wie in einem Dampfbad. Ich würde viele Briefe schreiben und Verschiedenes lesen, aber ich bin oft mehre Stunden hintereinander nicht im Stande, etwas Anderes zu thun, als in meinem Schaukelstuhl zu sitzen und mich hin und her zu wiegen.

— „Ach, jetzt geht es wol noch an, jetzt beim Beginn des Sommers!“ — spricht Mrs. Howland — „aber wenn diese Hitze vier bis fünf Monate gedauert hat und immer noch kein Ende nehmen zu wollen scheint, dann“ — — — Kein Wunder, daß so viele junge Frauenzimmer hier so blaß und abgezehrt aussehen.

Die Vegetation ist im höchsten Flor und die Wälder stehen in herrlicher Blüte. Der „Indianoride“-Baum, der Fransenbaum, der Tulipanenbaum, die Magnolia und Andere entfalten ihre prächtigen Blüten. In den Gärten duften Rosen und Orangenblüten, die Nectarinen setzen Früchte an und die Feigenbäume tragen bereits reife Früchte. Man genießt, aber mit mattem Leben.

Am schönsten sind die Abende, und an ihnen draußen auf der obern Piazza zu spazieren, geschützt von Rosenspalieren und umschmeichelt von Lüftchen von der Flußseite her, ist mein größter Genuß.

11. Juni.

Morgen verlasse ich dieses gute Haus, diese liebenswürdige Familie für immer. Es wird mir schwer, es zu sagen, aber es ist so. Schöne Stunden und Tage habe ich auch diesmal darin und bei einigen andern Freunden in Charleston verlebt. Abermals habe ich großen Genuß in Mrs. Holbrook's Gesellschaft gefunden, abermals bin ich mit ihr einen ganzen schönen Tag in den Myrtenwäldern bei Belmont gewesen und habe eine Unterhaltung mit ihr gehabt, die das Leben verlohnt und

zugleich erweitert. Mrs. Holbrook hat mehr Phantaſie als ich, und ihr poetiſcher Sinn in Verbindung mit einem Geſichtskreiſe von unbeſchränktem Umfange macht mir den Umgang mit ihr im höchſten Grade belebend und wohlthuend.

Von mehren guten Freunden habe ich wiederholte Beweiſe ihrer dauernden innigen Herzlichkeit erhalten und von dem edeln unitariſchen Geiſtlichen Mr. Gilman einen Segen, den ich in meinem Herzen aufbewahre. Als ich eines Tages ſein ascetiſch reines Profil zeichnete, fragte ich ihn: — „In welchem Alter haben Sie ſich am glücklichſten gefühlt?“ — Er antwortete: — „Zwiſchen funfzig und ſechzig Jahren!“ — Ich hörte dieſe Antwort mit Freuden, denn ich nähere mich jetzt dem funfzigſten Jahre und hoffe auf ſeine beruhigende Macht.

Der junge Miſſionär Miles, an deſſen Namen und Buch du dich aus meinen Briefen vom verfloſſenen Jahre her erinnern wirſt, hat die Freude gehabt, von dem edeln Neander in Berlin einige Zeilen zu empfangen, welche die Worte enthalten: — „Dem jungen Miſſionär in Südcarolina reicht der alte Neander ſeine Hand über den Ocean zur brüderlichen Vereinigung und zum Zeichen herzlicher Anerkennung u. ſ. w.“ Solche Zeichen ſind ſchöne Zeichen der Zeit!

Unter den Denkwürdigkeiten der letztern Zeit muß ich den Sklavenmarkt am verfloſſenen Sonnabend erwähnen. Da kommen nämlich die auf den Plantagen wohnenden Sklaven mit ihren Waaren und kleinen Induſtriegegenſtänden von geflochtenen Körben, Matten u. ſ. w. nach Charleſton, ſtellen dieſe Gegenſtände öffentlich aus, preiſen ſie an und verkaufen. Dieſe Scene iſt heiter, dauert aber nur einen Abend! Dazu gehört auch der Beſuch einiger Negerſchulen, ein Beſuch auf dem neu angelegten Begräbnißplatz für Charleſton „the magnolia“ und — eine Nacht auf Sullivan's Inſel!

Von den Negerſchulen war die eine für die Kinder *freier Neger* beſtimmt. Sie wurde von einem weißen

Lehrer bei offenen Thüren gehalten. Ich ſah hier eine Verſammlung farbiger Kinder in allen Nüancen zwiſchen kohlſchwarz und faſt vollkommen weiß. Die Schulbücher, die ich mir zeigen ließ, waren dieſelben, welche in den amerikaniſchen Schulen für die Kinder der Weißen eingeführt ſind.

Dieſe Schule iſt eine gute Anſtalt, aber ſie iſt augenſcheinlich ein gefährliches Element in einem Sklavenſtaat, wenn ſie nicht mit dem Unterricht der Neger in Einklang gebracht wird.

Ich hatte auch von heimlichen Schulen für die Kinder der Sklaven ſprechen hören, allein ich konnte nur mit ungemein großer Mühe eine ſolche entdecken und, nachdem ich endlich eine gefunden hatte, war es ebenſo ſchwer, hineinzukommen — ſo ſehr fürchtete man die Strenge der Geſetze, die bei ſchweren Strafen verbieten, die Sklaven im Leſen und Schreiben zu unterrichten. Als ich endlich in das geheime Zimmer kam, fand ich in dieſem ungemüthlichen dunkeln Loch ein halbes Dutzend arme Kinder, deren Ausſehen von der größten Dummheit und von thieriſchem Weſen zeugte. Sie waren augenſcheinlich hierher gebracht worden, um einen Verſuch zu machen, ſie zu vermenſchlichen.

„Magnolia Cemetery“ iſt eine edle und großartige neue Anlage, eine Ehre für Charleſton. Sie liegt am Meer, deſſen reine erfriſchende Winde mit erweckendem Leben darüber wehen. Auf drei Seiten ſieht man im Hintergrunde Magnolia- und Cedernwaldung, vorn iſt das blaue Meer. Der Platz iſt niedrig, aber nicht ſumpfig, und von Kanälen durchzogen, welche ausgegraben worden ſind, um das Fluß- und Meerwaſſer hinaufzuleiten und kleine Inſeln und Halbinſeln auf dieſem großen Begräbnißplatz zu bilden. Hier und da ſtanden ſchöne Gruppen von Bäumen des Südens. Die Art und Weiſe, in welcher die Bevölkerung Amerikas für die Ruheſtätten ihrer Todten ſorgt, weiſſagt ihr ein langes Leben auf Erden.

Auf dem neuangelegten Begräbnißplatze sah ich blos zwei Grabsteine; aber jeder derselben hat eine so eigenthümliche und von dem andern verschiedene Geschichte, daß ich sie dir mit wenigen Worten mittheilen muß.

Der eine Grabstein war für ein junges Mädchen, welches das einzige Kind ihrer Mutter war. Eines Tages berührte sie das eine ihrer Augen mit der Hand, mit welcher sie soeben die giftige Blume, welche hier „Nachtschatten" (Solanum nigrum) genannt wird und eine schöne hellgelbe Blüte gleich unserer Kartoffelblüte hat, berührt hatte, und vergiftete dadurch das Auge, welches heraustrat und unförmig wurde. Die damit verbundenen Schmerzen zehrten an dem Leben des jungen Mädchens. Sie welkte hin, aber auf eine schöne und fromme Weise. Ihre Leiden und ihre Geduld machten sie zum Gegenstande der allgemeinen Liebe. Sie und ihre Mutter verwandelten durch die Kraft der Religion die Wanderung zum Grabe in einen lichten Pfad, über welchen der „Nachtschatten" keine Gewalt erhielt. Nach zweijährigen Leiden starb sie, wie ein guter Engel sterben kann, und ihr Grab ist von lauter lichten Erinnerungen umgeben.

Der zweite Grabstein gehört einem jungen Manne zu, welcher während des Krieges gegen Texas oder Mexico (ich weiß nicht genau, in welchem von beiden) Offizier in der amerikanischen Armee war. Er saß eines Tages mit einem Kameraden bei Tische, als er Befehl erhielt, zu dem commandirenden Offizier zu kommen. In jugendlichem Leichtsinn oder Uebermuth sagte er: — „The deuce take me, if I go!" — oder einen ähnlichen Ausdruck. Aber er ging dessenungeachtet. Diese unüberlegte Aeußerung wurde dem Chef hinterbracht und dieser befahl, daß der junge Offizier des Beispiels wegen durch einen Knebel in den Mund (ich weiß nicht, ob einen Tag oder mehre Tage hindurch) bestraft werden sollte. Als die Strafe vollstreckt werden sollte, sagte der Jüngling: — „Von nun an esse ich nicht wieder. Niemand

ſoll mir vorwerfen können, daß ich einen Knebel im Munde gehabt habe." — Und er weigerte ſich, irgend eine Nahrung zu ſich zu nehmen. Als der Chef von der Aeußerung und von dem Benehmen des Offiziers im Arreſt unterrichtet wurde, bereute er ſeinen barbariſchen und übereilten Befehl und ging, wie man ſagt, perſönlich zu dem jungen Mann, um ihn zur Aenderung ſeines Entſchluſſes zu beſtimmen. Vergebens. Der junge rüſtige Krieger ſtarb in der Erbitterung ſeines Herzens und verhungerte nach Verlauf einer Woche, zum unausſprechlich bittern Schmerz ſeiner Familie, die nur durch die Mutter des Todten ſich abhalten ließ, den unverſtändigen Befehlshaber zur Verantwortung zu ziehen, weil dieſelbe mit der Familie dieſes Befehlshabers in nahen verwandtſchaftlichen Verhältniſſen ſtand und ſehr wahr äußerte: — „Die Rache kann mir meinen Sohn nicht wieder geben!"

Große Leiden haben die „Magnolia Cemetery" bereits zu einem Ruheplatz geweiht.

Die Reiſe nach Sulivan's Inſel machte ich mit Mrs. Howland allein. Es war mir lieb, mit ihr allein dieſe letzte Ausflucht in Südcarolina zu unternehmen und mit ihr zum letzten mal den Seewind in den Palmetto- und Myrtenwäldern dieſer Inſel zu koſten. Als wir auf dem Dampfboot daſelbſt angekommen waren, nahmen wir einen Wagen, um uns auf der Sandbank herumzufahren. Unſer Kutſcher war ein funfzehnjähriger Yankee, gutmüthig und munter, der von Boſton nach Charleſton gekommen war, um ſein Glück zu verſuchen. Der Knabe hatte eine „Common school" beſucht und war ſehr verſtändig in ſeinen Reden und Antworten. Wir vertrauten uns ſeiner Leitung an und vertieften uns in eine Unterredung, die uns erſt nach Verlauf einer halben Stunde bemerken ließ, daß wir, anſtatt auf der feſten Sandbank zu fahren, beſtändig im Waſſer fuhren und immer tiefer ins Waſſer geriethen. Wir riefen den Knaben an; er ſah nachdenklich aus, *meinte aber*, wir würden ſchon durchkommen, und ſo

fuhren wir denn noch eine Weile fort. Aber endlich reichte das Wasser bis über die halbe Höhe unserer Räder, wir geriethen in tiefe Gruben und es zeigte sich deutlich, daß wir nicht auf dem richtigen Wege waren. Als wir mit unserm Kutscher weiter verhandelten, ergab es sich, daß derselbe, anstatt uns, wie gewöhnlich, auf die gewöhnliche und südliche Seite der Insel zu fahren, auf deren nördliche Seite gefahren hatte, weil er gern den Versuch hatte machen wollen, ob man auf dieser Seite ebenso gut auf die Insel kommen könnte. Er hatte ein Experiment mit uns gemacht.

Mrs. Howland lachte so herzlich über das Unternehmen des Jungen, mit uns ein Experiment anzustellen, welches uns das Leben kosten konnte, daß ihre Vorwürfe alle Kraft verloren. Der Junge war zwar ein bischen verlegen, lächelte aber dessenungeachtet und wollte das Experiment gern zum Ende bringen. Allein diesem Wunsche widersetzten wir uns mit Entschiedenheit, da wir die Beschaffenheit des Bodens gar nicht kannten und jeder neue Schritt vorwärts unser letzter Schritt sein konnte. Wir ließen uns bei einem Gebüsch ans Land setzen und überließen dem Knaben, seinen Weg mit Wagen und Pferden über die Insel zu finden, so gut er es vermochte.

Wir suchten unsern Weg durch Büsche und Gestrüpp und Mrs. Howland lachte während des ganzen Weges mit unvergleichlicher Gutmüthigkeit über den charakteristischen Zug des Yankeeknaben. Nach einer Stunde Weges, durch dichtes Gestrüpp kriechend und im Sande watend, fanden wir endlich einen Fußsteg und Spuren von Umzäunung. Als wir uns von hier aus umsahen, erblickten wir auf dem Gipfel des höchsten Sandhügels in dieser Gegend der Insel zu unserm Erstaunen einen bespannten Wagen. Es war — — — ja, ganz richtig — es war unsere eigene Equipage, die aus dem Wasser zu dieser Höhe emporgeklettert war. Und auf *dem Kutschbock* saß ganz gemüthlich unser Yankeebursche *und sah sich* um, die Geographie der Insel studirend.

Nach Verlauf einiger Stunden hatten wir uns endlich bis auf die ſüdliche Seite der Inſel und bis zur Feſtung gelootſet und fanden dort unſere Equipage und den Yankeeburſchen unſerer wartend, und zwar den Burſchen ebenſo gemüthlich und gut gelaunt, als ob Alles auf das beſte von ſtatten gegangen wäre.

Uns hatte es nicht beſonders gefallen, und noch weniger gefiel es uns, als wir das letzte Dampfſchiff von der Inſel nach der Stadt abfahren ſahen, bevor wir den Strand erreichen konnten. Wir mußten über Nacht auf der Inſel bleiben. Aber wir hatten ein gutes Hôtel und das Meer und den ſchönſten Mondſchein, und dieſe Nacht auf Sullivan's Inſel, zum größten Theil wachend verbracht, wurde mir eine der erinnerungsreichſten, die ich unter dem Himmel von Südcarolina zugebracht habe.

Heute ſah ich auf einer Spazierfahrt im Wagen außerhalb der Stadt einen Mann, der einen Negerknaben führte, dem beide Hände mit Stricken gebunden waren. Der Mann ſaß zu Pferde, der gebundene Knabe (er konnte vierzehn bis funfzehn Jahre alt ſein) ging hinter dem Pferde. Der Knabe hatte wahrſcheinlich einen Fluchtverſuch gemacht und wurde auf dieſe Weiſe in die Stadt gebracht, um daſelbſt ausgepeitſcht zu werden. Das Volk ſah gleichgültig zu, als ob etwas ganz Gewöhnliches vorginge. Schöne Sitten!

Bei einer Fußwanderung durch die Stadt mit meiner guten Mrs. Howland ſahen wir einen alten wohlgekleideten Neger, dem die Naſe blutete, auf einem Stein ſitzen. Mrs. Howland blieb ſtehen und fragte:

— „Blutet Ihr, Daddy?“

— „Ja, Miſſis, ja“ — antwortete er freundlich — „es will gar nicht aufhören.“

— „Da, nehmt meine Schlüſſel, Daddy, und legt ſie auf den Nacken, ſo wird es bald aufhören!“ — ſagte Mrs. Howland, nahm ihr Schlüſſelbund heraus und legte daſſelbe eigenhändig auf den Nacken des ſchwarzen Daddy. Es dauerte jedoch eine Weile, bis die beabſichtigte Wir-